

W i l h e l m .

Von

A. von Sternberg.

Erster Theil.



A. G. C. B.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1849.

An meine Schwester

Auguste von Forestier,

geborne Baronesse v. Ungern-Sternberg

als Gruß in die Ferne.

Vorwort an den Leser.

Die Erzählung, die ich hier dem Publikum übergebe, ward vor den denkwürdigen Ereignissen des März des Jahres 1848 geschrieben, trägt demnach den Stempel jener Ruhe und Beschaulichkeit an sich, die den Zeiten eigen zu sein pflegt, welche kurz vor dem Ausbruch politischer Stürme liegen. Wir besitzen eine ganze Literatur dieser Art; sie ist interessant für den Literarhistoriker nicht minder, wie für den Beobachter der Sitten und Zustände. Beigehende Erzählung nimmt wenigstens dieses Interesse in Anspruch, im Fall es ihr nicht gelingen sollte, das höhere Interesse ihrer künstlerischen Erscheinung dem Leser abzunöthigen. Die Personen in der Novelle gehören der Gesellschaft von 1830 an, jener Gesellschaft, die einerseits von Byron, anderseits von Bulwer ihre geistige Nahrung zog. Als ich mich in Baden-Baden im Jahr 1833 und 34 aufhielt, bewegte sich daselbst eine Gruppe socialer und poetischer Naturen, die fast mit Porträtähnlichkeit, gerade in dieser Zusammenstellung von mir aufgefaßt wurden. Lange trug ich das Bild dieser lebenswürdigen Zustände in mir herum, bis endlich jetzt es die ihm dienliche Gestaltung gewann. Ich konnte natürlich nicht ahnen, daß schnell, nachdem ich die letzte Zeile an diesem Buche geschrieben, die neue Zeit an die Thüre Aller, also auch an

die meinige flossfen würde. Wie in einem heftig arbeitenden Strudel versanken rasch die lieblichen, ruhigen Gebilde, gleich den Perlen der Fee, in die Tiefe, und ganz andre Gestalten und Zustände erhoben sich und verlangten gebieterisch Geltung. Der poetische Darsteller, der nicht mystischer Träumer sein will, muß dem feurigen Gewölk folgen, das ein ganzes Volk, eine ganze lebende Generation immer vorwärts durch die Wüste leitet, er kann und will nicht fragen: wohin führt die Straße? Er sieht Alle ziehen und zieht mit. Er sieht im rothen Meere das Heer Pharaos versinken,“ das Heer derer, die sich eigensinnig dem verschließen, was das Wachsthum der Zeit mit sich bringt. In dem Lande angelangt, wo die Traube glüht, die Mirte grünt, die Taube nistet, da ist's der Poet, der zuerst ruft: Laßt uns Hütten bauen. Er ist der natürliche Bundesgenosse des Friedens, der Ruhe, des Genusses. Glaubt ihm nicht, wenn er behauptet, den Kampf zu lieben. Er vermeidet nur den Kampf nicht, ihn aufsuchen wird er nie und nimmer, und wenn er glücklich sein soll, so muß er dann erscheinen, wenn die Gegensätze eben sich ausgeglichen, wenn die Stürme sich gelegt und eine himmlische Erfrischung über die Welt weht, ähnlich der, die nach einem Gewitterregen auf die brennende und schmachtende Natur sich niedersenkt.

Diese wenigen Worte zum Verständniß einer Schöpfung, die noch das Motto der vergangenen Jahre an ihrer Stirn trägt.

Erster Abschnitt.

— 1 —
die ihren Bruder und eine Schwester mitbrachte;
die letztere ein blühendes schönes Mädchen, mit
der Größe der Jugend auf den Wangen und dem
Glanz der Locken in den hellen, großen, bla-
uen Augen. Der Pfarrer und seine Frau hatten
sich mit ihrem Wägen vor dem Thore der Kirche, in
die Richtung gewendet, und hier waren nun die
nach einem solchen Abschiede stehenden Frauen
und Kinder zu sehen. Die junge Frau
war die in weißlicher Robe das Mädchen

I.

Es war der heilige Abend des Weihnachtfestes.
Ein heftiger Frost war eingetreten, Schnee in
großer Menge gefallen, die Bäume des Gartens
der Pfarrwohnung ragten mit ihren weißgepuderten
Zweigen in den schwarzen sternfunkelnden Nach-
thimmel hinein. Das Licht aus der großen Stube,
wo der Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen leuch-
tete, fiel auf die schimmernde Schneefläche, mit
der die Blumenterrasse dicht vor den Fenstern ver-
hüllt war. Drinnen im behaglichen Raume trieben
die Kinder ihr Spiel um die nach und nach bereits
verglühenden Kerzen. Es war spät geworden.
Die Familie hatte Gäste erwartet, und diese wa-
ren jetzt angelangt; eine junge erst kürzlich ver-
heirathete Frau, eine Verwandte des Pfarrers,

die ihren Bruder und eine Schwester mitbrachte; die letztere ein blühendes hübsches Mädchen, mit der Frische der Jugend auf den Wangen und dem Leuchten der Unschuld in den hellen, großen, klaren Augen. Der Pfarrer und seine Frau hatten sich mit ihren Gästen vor dem Lärmen der Kinder in die Nebenstube geflüchtet, und hier waren nun die nach einem fröhlichen Wiedersehen üblichen Fragen und Antworten abgethan worden. Die junge Frau, nachdem sie in weitläufiger Rede das Ausbleiben ihres Mannes entschuldigt, den Geschäfte zurückgehalten, hatte sich nach Wilhelm, dem Sohne des Pfarrers, erkundigt, und bei dieser Frage einen flüchtigen Blick zu ihrer Schwester herübergeworfen. Die Antwort lautete kurz und verstimmt, man wisse nicht, wo er sich herumtreibe, denn Tag und Nacht sei ihm gleich, wenn ihn einmal die Wuth, einsame Ausflüchte zu machen, ergreife. Robert, der Bruder der jungen Frau, bemerkte, daß er dies erklärlich finde, denn in der Stadt eingeschlossen und unter den Alten begraben, erfasse Einen ordentlich eine Art Fieberwahnsinn nach allerlei Naturgelüsten und Genüssen; wenn dann ein solcher Armer wirklich hinaus gelange, so wüßte er sich nicht zu lassen und stelle sich ganz

ungebehrdig an, den Landbewohnern zum Wunder und Entsetzen. Ja, ja, so ist's auch; sagte der Pfarrer lachend. Die Pfarrerin seufzte. Aber den Weihnachtabend zu fehlen, bemerkte die junge Frau, wieder mit einem Seitenblicke auf ihre Schwester, während man weiß, daß zwei nicht ganz unliebenswürdige Cousinen und ein guter ehrlicher Herzensbruder und Jugendkamerad hier eintreffen, das ist denn doch nicht Recht. — Nein, nein, das ist's auch nicht! rief die Pfarrerin. Vergebt ihm nur, liebe Kinder; von ihm heißt's wirklich, er weiß nicht, was er thut. Liebes Lisettchen, was werden Sie besonders von meinem unhöflichen Sohne denken? Diese Frage war an das junge Mädchen gerichtet, das jetzt hoch erröthete, die Hände im Schooß faltete und eine äußerst befangene Miene zeigte. — O, sagte die Schwester, ich bin überzeugt, Elise denkt an nichts, als wie sie ihre Nasenspitze rettet, von der sie glaubt daß sie erfroren sei. In der That, der Wind war scharf, und wir hatten ihn immer entgegen. Dieser Scherz, über den die kleine Gesellschaft lachte, hob die arme Kleine über die peinlichen Augenblicke hinweg. Die Pfarrerin fand nun gleich Gelegenheit über die wohlgewärmte

Stube zu sprechen, die sie für die Ankömmlinge bereit halte, und diese brachen jetzt nach diesem Ruhepaß auf. Robert zündete sich seine Cigarre an, indem er vor sich hinhurmelte: wir wollen dem jungen Herrn morgen in aller Frühe einen Besuch abstatten und ihm die Leviten lesen dafür, daß er sich untersteht bei unserer Ankunft nicht gegenwärtig zu sein.

Als die Pfarrerin von der Begleitung ihrer Gäste heimgekehrt war und in das Zimmer geblückt hatte, wo sie sich überzeugte, daß ihr Mann nicht mehr darin sei, gab sie der alten Babet einige Aufträge in Betreff des herumliegenden Spielzeugs und der Wein- und Speisereste, denn die gute Hausfrau vergaß bei allem Leid und Kummer ihres Herzens des Hauses Ordnung und Gesetz doch auf keine Minute, und dann nahm sie ihr Licht, mit dem sie gewöhnlich in ihre Schlafkammer sich hinausleuchtete; statt aber dorthin zu gehen, betrat sie den Gang, an dessen Ende das Zimmer ihres Sohnes sich befand. Sie wußte recht wohl, daß er zu Hause war. Sie klopfte an, und da keine Stimme herein rief, öffnete sie leise und trat ein. Die Studirlampe war herabgeschraubt, es herrschte ein Dämmerlicht in dem kleinen Raume,

der obenein durchkältet war. Ein junger Mann saß am Tische, ohne Rock in Hemdärmeln, er hatte wie ein Kind beide Arme untergebreitet, das Haupt darauf gelegt, und ruhte mit der Wange auf ein zusammengefaltetes Kaschimirtuch, dessen roth und gelbe Franzen über den weißen Hemdärmel herüber hingen und die nackte Brust berührten. Das, wenn gleich leise Geräusch, das die Hereintretende verursachte, machte, daß der junge Mann aus seiner Stellung empor fuhr und unwillig in die Höhe sah. Als er die, die ihn zu besuchen kam, erkannte, stand er auf, warf eilig das Tuch unter die Papiere und Bücher, zog einen Rock an, und kam seiner Mutter entgegen, der er die Hand küßte, indem er mit einem Tone des Vorwurfs sagte: Aber, liebe Mutter, was willst du nur hier? Es ist kalt, du wirst dich erkälten: erlaube, daß ich dich herzlich bitte, wieder fortzugehen.

Statt der Antwort setzte sich die ältliche, noch immer hübsche Frau, auf das Bette ihres Sohnes, und sagte: Ich habe mit dir zu sprechen, mein Sohn.

Wilhelm ging im Zimmer auf und ab. Er konnte seine Mutter nicht entfernen; ihre Gegen-

wart war ihm höchst peinlich. Sie saß ruhig auf dem Bette und verwandte kein Auge von dem Umherwandelnden. In seiner Verlegenheit ergriff Wilhelm einige Scheite Holz und wollte sie in den Ofen legen. Die Mutter verhinderte ihn. Laß das, mein Kind, sagte sie, du mußt hören, was ich dir sage.

Wilhelm blieb am Ofen stehen. Die Mutter mußte zu dem hohen, schlankgewachsenen Jünglinge hinauffehen, indem sie fragte: Warum bist du nicht zu uns hinab gekommen?

Es ist wahr — ich wollte eben gehen; stotzerte der Gefragte. Es ist doch nicht zu spät?

O freilich. Dein Vater ist schon zu Bette und unsre Gäste sind auch bereits zur Ruhe gegangen.

Ah — da hab ich mich schön verrechnet! Ich meinte, ich käme euch Allen noch zur rechten Zeit. Und meine kleinen Gaben, die ich dir, die ich dem Vater geben wollte, ich hab' sie hier in dem Kästchen, und das Kästchen hatte ich schon unterm Arm — wahrhaftig, ich hatte es schon unterm Arm, um damit hinabzugehen.

Wilhelm! Wenn wir auf deine Geschenke hätten warten sollen!

Du hast Recht, Mutter; das ist böse. Ich verdiene deine Vorwürfe. Aber so geht's, wenn man sich in eine Arbeit vertieft. Du weißt, ich habe die Eingabe an den Minister...

Wie ich hereintrat, bemerkte die Mutter, glaubte ich Dich schlafend.

Ich — schlafen! O nein.

Und weshalb ist es so kalt hier?

Kalt? Ja — erst wie du kamst, hab' ich's bemerkt. O, wenn man den Kopf voll hat, denkt man nicht daran.

Die Pfarrerin sagte mit einer kummervollen Miene: Du vergißt also deine Eltern, deine Geschwister, dich selbst, und um was?

Ich sage dir — wegen meiner Arbeit.

Er ging wieder auf und ab. Die Mutter schwieg und senkte ihren Blick zur Erde; es war als prüfte sie mit der Fußspitze einen schadhaften Fleck in dem Teppich, der vor das Bette ausgebreitet war, in ihrem Herzen kämpften jedoch die grausamsten peinvollsten Gefühle. Sie fürchtete in diesem Augenblick das Herz ihres Sohns verloren zu haben, und das Bewußtsein dieses Verlustes beugte sie unendlich tief nieder. Dabei jedoch, als eine kluge Frau, bedachte sie, daß es nicht wohl

gethan sei, sogleich die Sache so ernsthaft zu nehmen, wie sie sie in ihrem bekümmerten Herzen empfand. Sie kannte ihren Sohn, denn er hatte ihren eigenen Charakter, leicht aufbrausend, empfindlich erregt und dann wieder mit einem gewissen Eigensinn sich verschließend. Wie sie so saß und nachsann, ging plötzlich ein lächelnder Zug über ihr Gesicht, und sie sagte: Ich bin überzeugt, Base Caroline hat dir einen neuen Teppich mitgebracht; du hast ihn nöthig.

Ist sie also hier? Und Elise auch? sagte Wilhelm.

Ja, Elise auch. — Nach einer Pause: Du fandst sie immer so liebenswürdig und so gut. —

Das letztere ist sie auch sicherlich — entgegnete der Sohn rasch.

Das erstere nicht?

Für mich wenigstens nicht. Was man liebenswerth findet, muß man auch die Fähigkeit in sich fühlen zu lieben. Sie kann für Andre liebenswerth sein, das will ich nicht bestreiten.

Ich wünschte, sie wäre es auch für dich.

Nein, nein, Mutter, das kann nicht sein. Ich kenne — ich habe unterdessen — Ach! wenn du wüßtest, Mutter.

Nun was denn, lieber Sohn?

Sie war aufgestanden, und stand im Zimmer, die Arme verschränkt und ihren Liebling mit einem innigen Blicke der Mutterliebe betrachtend.

Wilhelm machte sich am Tische zu schaffen, indem er über den einen hervorragenden Zipfel des Tuches einige lose Blätter schob. Auf die wiederholte Frage der Mutter erwiderte er: Nichts, nichts! Es gingen mir nur so eben die Bekanntschaften durch den Kopf, die ich in der Stadt gemacht. Es waren darunter artige Frauen.

Die du in der Stadt gemacht? Hast du nicht auch eine hier auf dem Lande gemacht?

Du meinst da drüben die Baronin? —

Ja, die meine ich.

Eine lange Pause entstand. Wilhelm stand am Tische, von der Mutter abgewendet, sie kam und legte ihre Hand auf seine Schulter. Mein Sohn, sagte sie mit einer sanften und festen Stimme: ich will nicht die traurige Gestalt abgeben, die dich von deinen Freuden hinwegscheucht. Aber nur Eines bitte ich dich — bedenke, was du thust. Seit dem Sommer dauert dieses Verhältniß. Du lebst mit dem Herzen und Gedanken drüben. Was soll draus werden? Hast du dich

jemals dies gefragt? Niemand weiß, wer diese fremde, schöne Frau ist; wir wollen glauben, daß sie, wie sie behauptet, den vornehmen und reichen Ständen angehört. Was soll sie aber zu uns? Welches Recht kann sie über unser Haus sich anmaßen? Womit rechtfertigt sie, daß sie uns dich entzieht?

Wilhelm war im höchsten Grade aufgeregt, als er die Worte sagte: Sie maßt sich kein Recht an! Sie will Niemand den Seinigen entziehen! Es ist nur meine Thorheit, mein Wahnsinn, der mich immer wieder hinüberzieht. O sie trägt keine Schuld.

Die Mutter sagte mit einer kleinen Miene gekränkter Empfindlichkeit: Wenn das ist, mein Sohn, so muß ich mich an dein männliches Urtheil, an deine gereifte Kraft, an deine Selbstständigkeit wenden. Dann bist du Derjenige, von dem ich das Ende dieses für uns peinvollen Verhältnisses erwarte.

Wilhelm antwortete nicht. Er zerstampfte eine Feder, mit der er kurz vorher, ehe die Mutter eingetreten, einige Zeilen auf das Papier zu werfen begonnen. Die Pfarrerin sah, daß sie einlenken müsse. Sie nahm wieder den Ton der Hei-

terkeit an, und leicht hingeworfen sagte sie: Wir wollen darüber nächstens ausführlicher sprechen. Ich finde in der That, daß es bei dir unerträglich kalt ist, und will eilen, in mein Schlafzimmer zu kommen.

Sie that einige Schritte zur Thüre und ergriff ihr Licht, das sie auf den Tisch beim Ofen niedergelegt hatte. Wilhelm eilte auf sie zu, schloß sie heftig in seine Arme, drückte einen langen, nicht endenden Kuß auf ihre warme, kleine Hand, und rief mit Thränen-erstickter Stimme: Sicherlich, Mutter; ich werde Alles thun, um deinen Kummer zu beseitigen; denn ich weiß, du leidest. Du willst es nicht gestehen, aber ich weiß es. Verlaß dich auf deinen Sohn.

Das thu ich auch! sagte sie fest, und sah ihm liebend in die Augen, indem sie das herabfallende Haar ihm aus der Stirne strich. Leise, wie sie gekommen, ging sie wieder fort. Wilhelm hörte ihre Tritte noch lange im Gange, dann das Zufallen einer Thür; sie war in ihrem Schlafzimmer angelangt. Das Haus war still; Alles darin schlummerte.

Ehe die Pfarrerin die Vorhänge vor ihrem Fenster, das die Aussicht nach dem See hatte,

der jetzt unter einer starken Eisdecke begraben lag, niederzog, sandte sie noch einen forschenden Blick in die Nacht hinaus. Drüben glimmte ein tiefrother Funken: es war das große Spiegelfenster, mit rothseidenem Vorhang verschlossen, das zum Zimmer der Baronin gehörte. Sie wachte also noch diese Circe, diese Verführerin, — diese schöne junge Welt dame, die den Jüngling herüberzog mit diesem geheimnißvollen feurigen Auge, das durch die stumme Winternacht leuchtete, über so viel Eis und Schnee hinüber seinen unverstegbaren Blutquell sendend. Dort wachte sie und entführte einem armen, besorgten Mutterherzen die Liebe des einzigen Sohnes, den Trost und die Freude des Alters, den Stolz einer armen, aber edlen Familie. Die Matrone, indem sie den sauber gewaschenen Mouffelin über das Glutauge von drüben hin zuzog, seufzte leise, und in dem Nachtgebet, das jetzt über ihre Lippen glitt, nannte sie den Namen ihres Lieblings und empfahl ihn innig Gottes Schutze.

II.

Wie seine Mutter fort war, überlas Wilhelm nochmals, was er geschrieben. Er hatte die Absicht gehabt, es Lucien, so hieß die Baronin, zu schicken, dann aber war ihm wieder ein Bedenken in den Sinn gekommen, ob sie die feurige Sprache, in der einzelne Stellen dieser Erinnerungen geschrieben, oder vielmehr gedichtet waren, nicht als Beleidigung aufnehmen könne; denn er war nie gewiß, wie er die Baronin zu behandeln habe. Sie war eine so vollendete Welt-dame, Alles war an ihr scheinbar so natürlich und einfach — aber dennoch wieder, wer es verstand, schärfer zu sehen — so fein, so richtig empfunden und berechnet, so unerwartet glänzend und lieblich geordnet, daß die Annäherung, zu der man sich

aufgefordert sah, immer mit einem Gefühl der Scheu und der Bewunderung zu kämpfen hatte, und nie eine Vertraulichkeit, so wie sie wohl bei intimen Verhältnissen anderswo leicht emporkeimt, hier sich Platz verschaffen konnte. Wilhelm fühlte sich ihr ganz zu eigen gegeben, aber er wußte bis zu dieser Stunde nicht, wie viel von dem Herzen und den Sinnen dieser schönen, wundersamen Frau er sich als sein unbestreitbares Eigenthum aneignen könne. Sie ließ ihn hierüber immerdar im Ungewissen; und doch schien es, als sei sie die süßeste Offenheit, das lieblichste und innigste Vertrauen selbst, und man könne mit ihr umgehen, völlig so bewußtlos und offen, wie man mit einem Kinde umgeht. Hierin lag ein großer Reiz, aber auch ein großer Kummer für Wilhelm in ihrem Umgang.

In den Zeilen, die er in der Einsamkeit der Nacht jetzt überlas, klagte er auch besonders über diese Räthsel, die er anmuthig, aber zugleich grausenerregend nannte, so wie schöne bleiche Schatten, die in Mondscheinnächten liebfosend sich dem Lager des Schlummernden nahen, ihn mit Küssen — aber mit kalten Küssen — weckend.

Er hatte geschrieben: Wissen Sie noch, wie wir uns zum ersten Mal sahen, Lucie? Es war eine blüthenduftende, heiße Juliusnacht. Ich saß allein im Rahne, der mich über den dunkeln See hinübertrug. Endlich sah ich die Säulen an dem Eingang ihres Landhauses wie sechs weiße, in die Flut niedersteigende Nymphen in dem schwarzen Spiegel widerscheinen. Ich legte den Rachen an die Kette am Ufer. Es war still, und im Rohr des Ufers wiegte sich in seiner kleinen Hängebmatte aus Binsen geflochten der Frosch, und die Libelle, in ihre duftigen Schleiersflügel gehüllt, schlummerte bei der aus den Gebüschchen herüberleuchtenden Flut eines Leuchtkäfers. Die Welle, durch den Kiel meines Rahns erschüttert, bewegte und beunruhigte diese kleine schlummernde und träumende Welt in der dunkeln, feuchten Binsenwaldung. Da ging der Mond auf und tröpfelte Lichtfunken auf den stillen See, und goß in die Kelche der Wasserlilien das flüssige Silber seines reinen Lichtes. Die Lichtfunken wankten und schaukelten sich auf den Wellen, bis sie endlich in eine glimmernde funkelnde Straße zusammenflossen, und auf diesem sternbesäeten Wege wandelten die kleinen Feen und Geister der Nacht, die ich als mein Gefolge

mit mir brachte in den Tempel der Schönheit und der Liebe.

Damals wußte ich noch nicht, daß der Naschen mich zu meinem Kerker führte, daß Du die Göttin seiest, der ich ewig zu dienen bestimmt war! — Hier war das Wort Du ausgestrichen, denn es erschreckte ihn, als er die Stelle wieder las, daß er gewagt hatte sie mit Du anzureden. Er schalt sich über diese kleinlichen Bedenklichkeiten. Die Sprache der Poesie und der Liebe kennt kein „Sie“ wollte er in einer Anmerkung an die Seite schreiben, allein er unterließ es, denn ihm kam das Sprichwort in Erinnerung: „Wer sich entschuldigt, klagt sich an.“ Entschuldigte er sich wegen der Kühnheit, die er sich genommen, so wurde gerade durch diese Entschuldigung die Kühnheit bemerkbar, die sonst wohl der Wahrnehmung und Rüge völlig entschlüpft wäre.

Er setzte also das „Du“ wieder hin. Jetzt war es ihm aber völlig unmöglich, die Stelle vorzulesen, oder wohl gar Lucien das Papier in die Hände zu geben. Er mußte, wenn er ihr etwas vorlas, daß sie dann die Gewohnheit hatte, hie und da mit ins Papier hineinzusehen: jedenfalls fürchtete er, wenn er an diese Stelle käme, seiner

Stimme nicht die gehörige Festigkeit geben zu können.

Unwillig hierüber schob er den Aufsatz unter die andern Manuscripte, und sah nach der Uhr. Es war nicht so sehr spät. In der Pfarrwohnung ging man früh zur Ruhe, und heute war dies zeitiger als gewöhnlich geschehen, weil Jedermann im Hause zu der morgenden Predigt frühzeitig in der Kirche sich einsinden wollte. Der Pfarrer sah dies gern, und seine Frau versäumte nichts, was in dem Laufe einer sonst so still und schmucklos hingehenden Ehe wie eine kleine Galanterie und artige Aufmerksamkeit aussah. Auch nahm die Pfarrerin Gelegenheit, ihrem Mann den neuen Muff und das mit Pelz besetzte Ueberkleid vor das Auge zu bringen, die er ihr am Abend vorher als Weihnachtgabe verehrt. In allen diesen kleinen ehelichen Zärtlichkeitsbeweisen lag eine ganz besondere Süßigkeit, und der Pfarrer, so ernsthaft und scheinbar untheilnehmend er auch aussah, hätte sie doch um keinen Preis der Welt missen mögen.

Wilhelm sah also nach der Uhr und fand, daß es noch nicht zu spät sei der „Dame vom See“ noch einen Besuch abzustatten, denn früher

als die Mutter und weit länger wie diese hatte er das glutrothe Fenster entdeckt und beobachtet. Er kleidete sich rasch an, zog ein paar weite Jagdstiefel über Beinleid und Fußbedeckung, knüpfte sich den Kaschimir über Kinn und Wange, löschte sein Licht aus, und begab sich auf die Wanderschaft. Es war so tiefer Schnee gefallen, daß er den Fußweg, den er gewöhnlich wählte, nicht betreten konnte, er entschloß sich demnach kurz, geradeswegs quer über den See zu schreiten. Der Wind, über die Fläche blasend, hatte ihr den Schnee fortgeführt und sicher und fest konnte der eilige Fuß den Kristallboden betreten.

Er kam an und fand das Thor der Villa schon geschlossen; auf sein Rufen wurde aufgemacht. Im Vorzimmer kam ihm Jérôme, der Kammerdiener, mit einem verdrüßlichen Gesicht entgegen. Wilhelm hatte nie das Wesen und Gesicht dieses Menschen leiden können; in diesem Augenblick, wo er in dessen Miene etwas Herrisches und Befehlendes entdeckte, wurde sein Zorn rege und er wandte ihm zum erstenmal, ohne ihm zu antworten und ihn aufzufordern, ihn zu melden, den Rücken und schritt in den bekannten Vorfaal ein. Er war dunkel, ein Cabinet neben

bei war es ebenfalls; hier jedoch konnte er in dem Dämmerlicht, den der Spalt der angelehnten Thüre des erhellten Nebenzimmers verbreitete, das offene Piano erblicken. Demnach hatte Lucie eben noch gespielt. Da sein Schritt auf den weichen Teppichen nicht gehört wurde, so blieb Alles um ihn her still, und er setzte sich auf eines der Wandsophas und wartete, ob Niemand erscheinen werde. Er richtete den Blick auf die bekannten Gegenstände umher, er sah die Goldschnörkel an den Bildern leuchten und erkannte das Arbeitskörbchen mit den farbigen Wollentnäueln am Ofen. Gegen die dunkle Fensterscheibe zeichnete sich der hellgraue Hals und Flügel des Papageis ab, der in seinem Ringe unbeweglich saß und einen Streifen Licht gerade auf sein waches Auge empfing. Wilhelm fühlte eine unnennbare Bönne sein Inneres durchströmen, als er sich hier in dem lieben Raume, der tausend angenehme Erinnerungen barg, einsam und im Dämmerlicht, so nahe der Geliebten, und doch nicht von ihr bemerkt, fühlte. Er schaute auf, sah verwirrt und schattenhaft wie im Traume jene oben beschriebenen Gegenstände, dann schloß er das Auge, drückte beide Hände vors Gesicht und ließ es um ihn her vollkommen

Nacht werden. Aus diesem Dunkel trat dann die Gestalt der Geliebten hervor in der Fülle ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Sie gab ihm grüßend die Hand und winkte ihn zu sich. Wenn er nun die Hände vom Gesicht nahm, so entdeckte er, daß Alles um ihn her unverändert war, daß die Thür zum Nebenzimmer nach wie vor angelehnt geblieben. Jetzt sprang er ungeduldig auf, ihn verlangte wirklich zu sehen, was er eben nur im wachen Traume geschaut.

Wie er die Thür öffnete, sah er in dem Schlafgemach, aus dem ein warmer quellender Lusthauch voll Wohlgerüche ihm entgegenwehte, Lucie am Kamin sitzen und die kleine Constance zum Bade entkleiden. Das hübsche, goldgelockte, fünfjährige Mädchen stand eben, wie ein Amor, nackend, nur mit einem Florschawl der Mutter um den Hals und beobachtete eifrig, die kleinen Arme über die Brust geschlagen, wie die Mutter in ein Porcellanbecken voll duftenden und gewärmten Wassers den Schwamm eintauchte, um das Werk zu beginnen. Lucie saß mit dem Rücken halb gegen die Thüre, der Schatten, den die schwache Flamme des Kamins warf, ging riesig groß über die ganze Ecke des Gemachs hin, in der sich die

Thüre befand. Wilhelm konnte daher, auf der Schwelle stehen bleibend, die paar tändelnden und beschwichtigenden Worte belauschen, die Mutter und Kind mit einander wechselten. Lucie trug ein weites, schwarzseidnes Gewand, das seines Gürtels beraubt, über die Brust sich öffnete und ein weißes Unterkleid sehen ließ. Ihr Haar war in einen nachlässig geschürzten Knoten im Nacken aufgebunden. Der feine Contour der Wange, von der Blut geröthet, das kleine, ganz frei stehende, zierlich gebildete Ohr, ohne Schmuck und Goldreifen, und der blüthenweiße Nacken, so weit die engumschließende schwarze Seide ihn sehen ließ, entgingen den Blicken Wilhelms nicht. Sie hielt mit der einen Hand die kleine, gerundete Schulter des Kindes, mit der andern den befeuchteten Schwamm. Die Kleine regte die Füße ungeduldig auf dem tiefen weichen Dunkelgrün des Wol-
lenteppichs und rief: Mama, wird es nicht kalt sein? Mach rasch, Mama! Wenn Sophie mich wäscht, so bin ich immer Eins — Zwei — Drei fertig! Du bist immer langsam! — O, ich kann Sophie sehr gut leiden! Mama, wenn wird denn Herr Wilhelm wieder zu uns kommen? — ah —

ah — da steht er! Und sie zeigte über die Schulter der Mutter herüber nach der Thüre zu.

Jetzt mußte der Lauscher hervor. Lucie grüßte ihn mit einer angenehmen Röthe im Gesicht; sie winkte ihm Platz zu nehmen, und er setzte sich auf einen der Stühle am Kamin. In Luciens Wesen war nicht das Mindeste, was an die Weise und das Betragen anderer Frauen erinnern konnte. Sie nahm nie etwas so auf, wie Wilhelm in ähnlichen Situationen die Frauen seiner Bekanntschaft etwas aufnehmen sah. So auch hier. Seine Cousine hatte er einmal überrascht, wie sie etwas an ihrer Toilette geordnet; sie war aufgesprungen, hatte ihn unter Scheltworten hinausgewiesen, und die Thüre hinter ihm zugeschlagen. So glaubte sie den beleidigten Burgfrieden eines weiblichen Schlafgemachs gerächt und zugleich dem jungen Mann eine eindringliche Lehre, eine nothwendige Besserung in seiner Erziehung gegeben zu haben. Von allem dem war bei Lucie nichts zu spüren. Sie meinte in der That, es sei keine Möglichkeit vorhanden, ihrer Ehre zu nahe zu treten, und der Freund, dem sie wohl wollte, durfte wegen eines kleinen unbedeutenden Vorrechts, das er sich nahm, nicht gescholten werden. Es war die Sicherheit

einer Existenz, die nie bedroht war, die nicht von ferne fürchtete in den Fall zu kommen bedroht zu werden. Hier ist, wenn irgend wo, das Zeichen einer vornehmen, durch Lebensstellung und Reichthümer bevorzugten Natur.

Die Ruhe, die Lucie beobachtete, und die selbst die kleine Constance mit ihr theilte, machte, daß Wilhelm die Entschuldigung, die er vorbrachte, und mit der er seinen späten Besuch einleitete, gerade so einfach und natürlich hersagte, als er sie im Herzen empfand.

Der wunderhübsche kleine nackte Amor wickelte sich etwas fester in seine Rosa-Bace, und die dunkeln Augen des Kindes sahen mit einem zum Theil ernsthaft forschenden, zum Theil schalkhaften Ausdruck unter dem aufgelösten Kranz der goldnen Locken, die die Stirne füllten, auf den wohlbekannten Freund hin. Er zog sie an sich, und das nackende Körperchen in seiner vollen Frische an die Brust drückend, raubte er Kuß auf Kuß den Wangen, den Schultern, dem Nacken. Aus seinen Armen lief die Kleine in die der Mutter, und hier war es ein reizendes Bild, wie die schöne Frau mit der ganzen Innigkeit der Mutterliebe diesen kleinen Juwel an ihr Herz drückte, wie in

der Enge der Umschließung die vollen, lichtbraunen Haarflechten der Mutter sich mit dem hellen flimmernden Gold der Locken des Kindes mischten; wie an den lichten brennenden Rosenschein der Kinderlippe die blasse geröthete Marmorwange der Mutter sich drückte. Die schönen Hände Luciens einigten sich auf den Lilienjammet des Nackens und der Hüfte der Kleinen und gruben sich in diese zarte Fülle mit den Rosenspitzen ihrer Finger ein. Die schweren Falten der schwarzen Seide schlugen ihre Wellen um das schimmernd weiße Körperchen, und ein Herz von Granaten, das Lucie an einer langen Kette um den Hals trug, fiel auf den Rücken des Kindes nieder, und die brennend rothen Steine glimmten und leuchteten auf diesem zarten milchweißen Grunde. Nichts von diesen Besonderheiten des Bildes entging Wilhelm, obgleich er erst in der Erinnerung diese Züge zusammenzufassen im Stande war: in der Lebendigkeit des Moments nahm seine sehnstüchtige Seele nur in sich auf, wie der Durstende genießend und gierig einen köstlichen Trank einschlürft. —

Er verabschiedete sich, indem er sich für den morgenden Tag die Erlaubniß erbat, früher kom-

men und länger bleiben zu dürfen. Als er wieder in seinem Stübchen angelangt war, warf er, noch ganz erfüllt von dem Anblick, den er genossen, folgende Strophen aufs Papier:

In dunkler Sturmnacht irrte ein Wanderer durch die Wüste, da nahm ihn eine gastliche Hütte auf und am Herde saß die Schönheit und im Arm hielt sie die Liebe.

Amor selbst war aus seinem Himmel niedergestiegen, um zwei glückliche Herzen zu einigen.

Geh, kleiner Gott, bring die Küsse, die du eben empfangen hast, bring sie meiner Auserwählten und sag' ihr, daß mein Herz ewig ihr gehört.

Wie, du zögerst? —

Du lächelst und sprichst: ich will diese Glut erst ein wenig sich verkühlen lassen, ehe ich der jungen Frau diese anvertrauten Küsse überbringe, sie würden die holde Sittsamkeit erschrecken und der lieblichen Scham ein Erröthen abnöthigen, ein so wildes Feuer bergen sie.

O, so bring ihr diese Umarmung, sie ist zärtlich aber bescheiden zugleich.

Und Amor schließt seine Arme fest um den Nacken der jungen Schönen und flüstert ihr zu:

So möchte der an deinem Herzen ruhen, der
ewig der Deine ist.

Hab ich's nun recht gemacht? fragt der Gott.

Und draußen fährt der scharfe Ost durch den
Hain; über die erstarrten Bäche zieht der eisige
Hauch, die entlaubten Kronen der Bäume schüttelt
Frost.

Wie lieblich brennt die Flamme der Liebe
drinnen; wie süß ist das Spiel der Herzen, die
sich einander ewig zu eigen gegeben haben! Was
kann wonnevoller sein, als der Liebestausch dieser
vermählten Seelen! —

Und Amor ungeduldig gemacht, rückte hier
den Stuhl und dort die Bank zusammen. Wie
geschäftig ist er! Und noch nicht genug, daß
schon die Füße sich berühren, daß der Kleider Fal-
ten in einander spielen, er erfaßt die Körper, er
schlingt den einen Arm um diesen, den andern um
jenen Nacken, er beugt die Köpfe zu einander und
läßt die Flammen der Wangen hier und dort sich
vermählen. Und zwischen durch sieht man sein
goldgelocktes Haupt und sein schelmisches Auge
durchblicken. Er schwingt sich auf den Nacken Bei-
der und läßt sich von seinen Beflegten tragen.

Jetzt bringt er Früchte herbei. Was will er thun? Er sucht nach der feuchten Wange der Pfirsich, nach dem glatten Kinn des rothbäckigen Apfels, er zieht die schwere Traube hervor, und nimmt die braune, von dem köstlichsten Mark gesättigte Feige aus dem Körbchen. Schalkhaft sieht er empor und hält die Fülle der saftigen Früchte an die kleine quellende Brust gepreßt, und wenn Eines der Liebenden sprechen will, steckt er hier eine Weinbeere, dort einen Pfirsichschnitt ihm in den Mund. Denn er will nicht, daß die Liebe anders spreche, als durch Blicke und durch Küsse.

Und jetzt bringt er Blumen. Was mit diesen? Seine Händchen wühlen im Körbchen. Er wirft die feuerfarbene Nelke bei Seite, die gelbe Lilie, die farbenfunkelnde Anemone; er geht mit dem suchenden Blick vorüber an dem weißen Schleier der Tuberose, an dem enganschließenden sitzamen Nieder der Granate; der von Edelsteinen funkelnde Busen der Tulpe reizt ihn nicht, und selbst der kleine feurige Liebesstern der Narzisse übt keine Macht über ihn, er greift nach dem dunkeln Zweig der Orange, gefüllt mit silbernen Sternen, und in diesen Zweig slicht er die junge Blut der Rose, und beides, das silberne Licht und den erglühenden

Strahl webt er in die Nacht der Locken der Schönen. Nun ist die Krönung der Liebe vollbracht! ruft er. Kommt, ihr Vasallen, und huldigt!

Und der Erdkreis huldigt! Alles Geschaffene beugt sich vor der Schönheit.

Was thut der Gott jetzt? Er füllt einen prächtigen Becher bis zum Rande und in die purpurne Flut streut er Rosenblätter. Jedes dieser Blätter belastet er mit einem Geheimniß der Liebe, und diese Nachen, mit ihren kostbaren Reichthümern gefüllt, schwanken über die Flut dahin. Jetzt trinkt! ruft er den Liebenden zu, aber gebt Acht, daß mir Keiner die kleinen Nachen umstoße, sonst gleiten der Liebe Last und Noth, der Liebe Angst und Pein in die Flut und ihr trinkt sie unbewußt in euer Herz hinein. Wer einmal ein Geheimniß der Liebe gekostet, der ist auf ewig ihr Sklave! Und beide Liebende rufen: Wir wünschen nichts anders! Und sie zertrümmern die kleinen Nachen, und abwechselnd er und dann sie schlürfen die mit so süßem Gifte vermischte Flut.

Ihr habt es gewollt! ruft Amor. Jetzt werdet ihr weinen und klagen, und Jedes, mit einem Geheimniß im Herzen, wird den Andern täglich

und stündlich herbeirufen, daß er ihm seinen Kummer abnehme. Ihr habt es gewollt.

Wir haben es gewollt! riefen die Liebenden glücklich und triumphirend.

So durchträumte Wilhelm die kalte Winter-
nacht, und der späte Morgen fand ihn noch im-
mer mit dem Bilde der gestrigen Nachtstunden be-
schäftigt. Lucie war ihm nie reizender erschienen;
er fürchtete fast sie wiederzusehen, denn die gestoh-
lenen Augenblicke, die ihm der gestrige Abend ge-
bracht, konnte ein farbloser und matter Tag leicht
wieder zu nichte machen. Er beschloß an dem
heutigen Tage nicht hinzugehen, statt seiner die
Blätter zu schicken, die er mit dem Andenken an
sie geschmückt. Sie muß es schon längst wissen,
sprach er zu sich selbst, daß ich nichts anders
denke und empfinde als sie — so mag sie es
denn nun auch lesen.

III.

Robert kam mit seiner eben angezündeten Cigarre und noch einer in Reserve, denn Wilhelm hatte seiner Meinung nach immer nur die schlechteste von allen Tabaksorten, weil er selbst nicht rauchte, oben in das Stübchen und sagte, indem er sich vor die Flamme des jetzt feuernden Ofens stellte: Ich versäume die Predigt deines Alten, um dir eine zu halten.

Wilhelm, der sich Anfangs gefreut hatte, den treuen Jugendgefährten wieder zu sehen, fühlte sich sogleich durch diesen Eingang des Gesprächs unangenehm berührt, und er erwiderte eilig: Ich weiß schon — wieder die alte Geschichte von —

Ja von — sagte Robert mit einem boshaften Lächeln. Grade das Wörtchen „von“ ist

mein Stichwort. Schäme dich, altes Haus, daß du noch deine Freunde zwingst, dir ein Gängelband anzulegen.

Nicht nöthig! rief Wilhelm frostig. Es soll Niemand sich um mich bemühen.

Robert sah ihn verwundert und stutzig an. Nach einer Weile, als er Wilhelms strenge und trozige Miene sah, die Röthe des Zorns die ihm die Stirne färbte, ging seine behagliche Laune schnell in gereizte Empfindlichkeit über, und schweigend an den Tisch tretend, seine Cigarre wieder einsteckend, schritt er zur Thüre hin. Wilhelm rief ihm bestürzt nach, wo er hin wolle.

Nun? fort. Da du mich und meine Predigt nicht haben willst.

Wilhelm lief hin, verschloß die Thür und sagte: Hinaus kommst du nicht, da du einmal drinnen bist, und nun drauf los. Ich weiß, ich komme doch nicht frei von euch Allen, außer ich muß euch einmal bis auf den Grund aus und zu Ende hören. Also vom Wörtchen „von“ ist die Rede. Es ärgert dich, daß die Frau dort von Adel ist.

O sie mag sein, was sie will; nur soll keine Adelige deine Geliebte sein.

Lächerlich!

Bitte sehr — das ist nicht lächerlich. Du weißt wie ich über den Adel denke. Es ist ein von Grund aus verdorbenes Institut; ein Orden, dem nie und nimmer noch irgend eine Frucht entfeimen kann. Man muß diese Nester zu Grunde gehn und aussterben lassen. Aus der neuen Mischung der Gesellschaft, wie die jetzige Generation sie zu Stande bringt, geht vielleicht wieder ein neuer frischer Adel hervor, der die Idee, die wir mit diesem Stande verknüpfen, zu würdiger Anschauung bringt, und der dann auch wieder Jahrhunderte anhält, bis auch er abgenutzt und schädlich wird. Ich sage dir, mit diesem neuen Adel kann man sich nicht recht beschäftigen, weil er noch eigentlich gar nicht sichtbar ist, wenigstens noch so tief in der Knospe steckt, daß ein sehr geübter Botaniker dazu gehört, die Blüthe hier anzugeben. Allein gleich viel, kommen wird er. Aber ums Himmelswillen gieb dich nicht mit diesem alten überlebten Adel ab, mit dieser durch und durch verdorrten Pflanze. Es ist ein Jammer und Erbarmen, daß du dies nicht einsehst! daß du hingehst und dir in dein frisches Herze alte Irrthümer und veraltete Meinungen eintrichtern läßt.

Kennst du die Baronin? fragte Wilhelm in einem sonderbaren gespannten Tone.

Nein; allein ich kenne sie ja Alle. Ich weiß, daß so wie zwei mal zwei vier ist, daß sie Alle nichts taugen. Selbst die Guten unter ihnen sind doppelt und dreifach schlimm, denn sie wissen, daß draußen alle Welt einen frischen Morgen hat und können nicht hinaus aus ihrer engen Kammer, und aus lauter Trostlosigkeit sind sie dann um so geharnischter und giftiger gegen unser Einen. Sie ahnen, wir haben das, was Noth thut, sie haben's nicht, sie möchten's haben — sie können es aber nie und nimmer erlangen, sondern sind bestimmt auszusterben, um uns Platz zu machen.

Laß deine Theorien; ich habe keine Lust jetzt mit dir zu streiten.

O ihr Götter! rief Robert und hielt seine glimmende Cigarre hoch gen Himmel. Wenn der Mensch nur einsähe, daß hier ja von keinen Theorien mehr die Rede ist! Das neue Leben ist ja schon auf allen Straßen; in jedem Buche steht's, in jedem Liede wird's gepfiffen, an jeder Straßenecke steht's angeschlagen. Ja, wenn wir noch bei den Theorien wären!

Ich bitte dich nochmals, sagte Wilhelm, laß das.

Und was glaubst du, fuhr der Sprechende fort, was sie aus dir zu machen gedenkt, diese Baronin Mysterosa? Du bist Herr Wilhelm Ortswell, dein Vater ist Pfarrer, dein Oheim ist Fabrikbesitzer und handelt mit Farbholzern, dein anderer Oheim hat eine herrschaftliche Domäne gepachtet, ein dritter Verwandter ist Advokat, dein Freund und Intimus, wie du ihn hier vor dir siehst, ist, so Gott will, bald ein praktischer Arzt — sieh mal, zu allen Personen und Verhältnissen paßt die Baronin nicht. Dabei hast du selbst deine Studien vollendet und bist jetzt im Begriff dein Examen zu bestehen. Der Minister, der selbst bürgerlich ist, begünstigt dich, du hast Aussicht in seiner Kanzlei zu arbeiten — zu diesen Dingen und Verhältnissen paßt die Baronin wieder nicht. Willst du sie simpel weg lieb haben? Wie kannst du lieb haben, was in keiner Weise zu dir und deinen Verhältnissen paßt? Ihr tändelt also nur mit einander und so geht deine Zeit verloren. Oder glaubst du, daß sie ihren Mann aus dir machen will, und du aus ihr deine Frau? O dann geht alles zum Teufel! Sie ist, wie man

mir gesagt hat, fast zehn Jahr älter wie du. Zwanzig Jahr bist du jetzt geworden, sie ist nah an dreißig. Dabei kennt Niemand ihre Herkunft; man weiß nur, daß sie seit etwa zwei Jahren in dieser Gegend wohnt und das verfallene Landhaus, das sie gemiethet, zu einer wundervollen kleinen Villa, die von Außen und Innen von Kostbarkeiten schimmert, ausgebaut hat. Da sitzt sie nun drin, sieht Niemanden außer dich und verbringt ihre Tage, indem sie Balladen singt, Bücher liest und hier und da einen Brief schreibt. Ich frage dich, wohin führt nun dein Verhältniß mit ihr?

Wilhelm überkam bei dieser Frage eine unbeschreibliche Behmuth und er rief, indem er die Hände vor's Gesicht preßte und dann sie mit einem tiefen Seufzer wieder in den Schooß fallen ließ: Ach, wohin führen denn überhaupt alle Verhältnisse, die wir hier knüpfen. Es sind augenblickliche und schnell vorüberauschende Küsse, die wir dem Glück ausdrücken, das nur im Vorüberfliegen seine Wange hinhält. Laß mich, da ich diesen Kuß jetzt gebe und empfangen — laß mich glücklich sein.

Robert murmelte etwas, das man nicht verstehen konnte, er klopfte verdrüsslich die Asche vom Tabak.

Und glücklich bin ich — rief Wilhelm — glücklich, wie man es nur sein kann.

Robert murmelte wieder, und diesmal konnte man verstehen, wie widerwärtig es sei mit sogenannten poetischen Naturen zu verkehren, die nie verständen oder verstehen wollten; er feinstheils sei eine praktische Natur.

Wilhelm war so versunken in seinen Gefühlen und Erinnerungen, daß er nichts sprach und selig vor sich hin schaute.

Robert drehte sich im Kreise herum, es war ihm kein Fleck recht, um drauf stehen zu bleiben. Er hatte gehofft, sein altes Streitroß, seine Angriffe auf den Adel wieder tüchtig vor Wilhelm zu tummeln, und nun setzte ihm der Freund nicht, wie er wohl früher pflegte, Gründe entgegen, sondern er blickte stumm und verklärt vor sich hin und brachte zuletzt noch sogar das Kaschimirtuch hervor und legte es vor sich hin.

Was ist das für ein Lappen? fragte Robert.

Wilhelm sah mit zornglühendem Auge empor, beschwichtigte jedoch sogleich wieder seine Gefühle und

sagte: Es ist nichts von Bedeutung. Ich wollte dich nur fragen, willst du nicht morgen mit mir hinüber zur Baronin kommen?

Ist sie krank?

Gott behüte, nein.

Nun was soll ich denn da? Zierpuppen oder zornwüthige adelige Medeen hab' ich schon zur Genüge gesehen. Uebrigens, was würde Marie sagen, wenn sie erführe, daß ich Besuche hinter ihrem Rücken machte.

Marie? Also diese herrscht über dich?

Ja, sie ist Sultanin Favorite geworden. Die zwölftausend Thaler, um die es sich handelte, und die der alte Schlossermeister — o der Mann versteht vortrefflich schließende Geldkastenschlösser zu machen — mir nicht in die Hände geben wollte, giebt er jetzt doch und ich bekomme Geld und ein hübsches Mädchen. Pfingsten wird die Hochzeit sein.

Ach, ich wünsche Glück — dann werde ich gerade an meinem Examen laboriren.

Wir werden beide eins zu bestehen haben, sagte der junge Mediziner lachend.

Das Gespräch wurde abgebrochen, denn die Kirchgänger kamen nach Hause und in den untern

Zimmern wurde es lebendig. Einen Grund hatte Robert nicht angegeben seines Widerwillens gegen die Verbindung Wilhelms mit der Baronin, nemlich seinen Wunsch, der Freund möchte die Schwester heirathen, die ihn schon längst heimlich liebte. Aber so etwas ließ sich nicht sagen, und bei aller äußern Derbheit war der junge Arzt innerlich feinführend und edeldenkend, wie die noble Natur, die ihm eigen war, dies mit sich brachte.

IV.

Aus den Gesprächen mit der Mutter und dem Freunde war Wilhelmen ein Stachel in der Seele zurückgeblieben, obgleich er sich dies nicht gestehen wollte. Er dachte zum erstenmal ernstlich darüber nach, daß in der That die Baronin eine mysteriöse Atmosphäre um sich verbreitete, die sie selbst seinem Blicke undurchdringbar machte. Freilich hatte er auch nie geforscht; es war ihm die liebe Gegenwart stets das Erste und Einzige gewesen, nach welchem ihm verlangt. So wie es gerade war, so träumte er, könne es ewig bleiben, könne es ewig gewesen sein; sein Bewußtsein und sein Empfindungsvermögen gingen beide in der gegenwärtigen Minute auf; erst wenn er aus dem Zauberkreise ihrer Gegenwart hinaustrat, kamen ihm

die Bedingungen, unter denen die Erscheinungen auf uns zutreten und die Erlebnisse auf uns wirken, wieder zum Bewußtsein. Es ist vielleicht die eigentliche Natur des Glückes, daß wir es wie eine kräftigende Luft in uns schöpfen, ohne zu wissen, was wir thun und wie uns geschieht.

Wilhelm rechnete sich's sehr zum Verdienst an, daß er einen ganzen Tag unausgesetzt bei den Seinigen blieb, und daß er sich Mühe gab, nicht zerstreut und mit seinen Gedanken abwesend zu sein. Es gelang ihm nur halb, und er war froh, als er sich des Zwanges entledigt sah. Lucie hatte ihm sagen lassen, daß sie um acht Uhr Abends ihn erwarte, er war um sieben Uhr schon auf dem Wege nach der Villa, zögerte etwas und wie er meinte lange genug, langte aber dennoch eine halbe Stunde früher an, als er sollte. Wie wäre es ihm möglich gewesen, noch länger das erhellte rothe Fenster vor sich zu sehen, ohne ins Haus zu gelangen. Im Salon fand er Sophien, die an einem Tische saß, mit der Feder in der Hand und einen Papierstreifen vor sich, auf den sie eine Liste der Gegenstände fertigte, die um sie her lagen und in einer Anzahl Kostbarkeiten bestanden, in Armbändern, Ringen, einem Brillant-

schmuck von großem Werthe und einer Menge
Perlenschnüren. Sie öffnete ein Etui nach dem
andern, und nachdem sie genau gewisse Zeichen
an den Pretiosen sich gemerkt, trug sie diese in
die Liste über. Sie war unter all dem blitzenden
Geschmeide so beschäftigt, daß sie Wilhelms Ein-
treten nicht eher bemerkte, als bis er dicht vor
ihr am Tische stand. Sophie hatte das mit ihrer
Gebieterin gemein, daß sie über nichts sich er-
schreckt oder erstaunt zeigte, aber was bei der
Herrin eine graziöse Ruhe, eine vornehme Unbe-
rührbarkeit war, zeigte sich bei der Dienerin als
Impertinenz, als unangenehme Starrheit. Sophie
machte eine kleine Miene von Ungeduld, als sie
den Gast bemerkte, dann sagte sie mit ihrer ge-
wohnten Kälte und Langsamkeit: Die gnädige
Frau schreiben noch Briefe in ihrem Kabinet. Es
ist noch früh. Wilhelm sah nach seiner Uhr, und
jetzt bemerkte er erst, daß, während er weit über
eine Stunde sich draußen glaubte herumgetrieben
zu haben, er den Weg diesmal sogar schneller als
gewöhnlich zurückgelegt hatte. Unwillig warf er
sich in einen Stuhl und sah Sophiens Treiben
zu, die sich nicht im mindesten stören ließ.

Was haben Sie da für schöne Sachen! begann er endlich, um die unbehagliche Stille zu unterbrechen.

Ja, sehr schöne; entgegnete sie.

Alles der Baronin gehörig?

Alles.

Was soll denn damit geschehen?

Das Kammermädchen sah ihn an, als wollte sie sagen: Welch eine Unverschämtheit so zu fragen! Was geht's dich an? Allein sie ließ sich herab und sagte mit einem kleinen verstimmtten Lächeln: Wir schicken diese Sachen zu dem Banquier der Baronin nach Brüssel; dort werden sie aufbewahrt.

Wilhelm sprang auf. Mein Himmel, will die Baronin abreisen?

Sophie, mit desto kälterem Ruhe, je erschreckter sie innerlich war: Nein, nein, wer sagt das?

Also glaubt sie nicht sicher genug hier zu wohnen? Das wäre schrecklich. Man müßte alsdann Sorge dafür tragen, daß sie jede Befürchtung von Gefahr schwinden ließe. Denn Sie sehen selbst, Mademoiselle, wenn sie fürchtet, hier nicht sicher zu wohnen, so würde sie eilen von hier wegzuziehen.

Sophie blickte ihn ruhig an, sagte nichts und fuhr fort, ihre Liste zu vervollständigen. Wilhelms Blicke hefteten sich starr auf eine grünemallirte Schlange als Armband, deren Diamantenaugen zwischen den magern Fingern von Mademoiselle Sophie hindurchblitzten wie hinter Gitterstäben eines Käfigs. Er stand noch da und betrachtete einige Adressen auf den Kästchen, auf denen allen immer derselbe Name stand, als die Thüre sich öffnete und Lucie mit einem unbeschreiblich freundlichen Ausdruck grüßend auf der Schwelle stand.

Im Zimmer brannte die Lampe vor dem kleinen Ecksofa neben dem Kamin. Der dunkle Teppich, die Wände mit den Bildern, die Vorhänge, die Blumentische, der Papagei am Fenster, und dabei die eine stille, schimmernde Lampe, es war ein so wohnlich behaglicher Raum, es wehte einem die süßeste Einsamkeit in traulichem Gespräch, in liebevollem Gefose entgegen. Die kleine Constance saß auf ihrem Bänkchen am Kamin und wiegte ihre Puppe in den Schlaf.

Wilhelm stand mit hochklopfender Brust am Eingang dieses Heiligthums, als sähe er es zum erstenmal, als wäre ihm darin Alles überraschend neu und ungewohnt. Er hörte mit Entzücken das

leise Rauschen der Falten des Kleides Luciens, die hin und her ging, er sah ihr mit trunkenem Auge nach, wie sie sich bückte, um das Piano zu schließen.

„O nicht das! rief er hinter ihr her gehend und leise ihren Arm berührend; öffnen Sie es wieder und singen Sie. —“

Vielleicht später — entgegnete sie.

Der Diener brachte das Silbergeschirr zum Thee herein und stellte es auf den Tisch an dem Sopha. Der Kessel entsendete seine Dämpfe, das feine Arom des Thees theilte sich dem dunkelhellen, behaglich gewärmten Raume mit. Luciens zierliche Hände beschäftigten sich, die kleinen Kristallflakons zu ordnen und die Tassen zu stellen. Wilhelm sah ihr Gesicht niedergebeugt und von dem hellen Widerschein der Silberfläche wie von einem fremdartigen Lichte angeweht. Ein hellgrauseidnes Gewand, vorn offen, um ein Battistuntergewand vorschimmern zu lassen, ward einfach von einem Gürtel von derselben Farbe gehalten. Wo die Flügel des Obergewandes an der Taille zusammentrafen, befand sich eine Sammetsehleife von dunkel firschrother Farbe. Um die Handknöchel knüpften sich eng zierliche Spitzenmanschetten, die

keine Linie der schönen Form verdecken und jede Bewegung frei ließen. Das Haar war wie immer waltend und in seiner glänzenden Schwere am Ohre hin nach hinten in einen Bund geschlungen, und ein kleiner Kamm, ohne Goldreif oder Schmuck, hielt es fest.

So saßen die Glücklichen beisammen und eine tiefe Stille herrschte.

Wilhelm war es nicht gegeben, wenn das Herz ihm voll war, zu sprechen, und dann, so erfinderisch ist die Liebe, sich Lust und Genuß zu suchen, wollte er um's Himmels willen nicht verhindern, daß der Laut der geliebten Stimme zuerst durch diese wonnenvolle Stille tönte, sie unterbrechend. Er freute sich auf den bloßen Klang — es war ihm die Musik, die allein würdig war, zu diesen ungesprochenen Worten in seinem innersten Herzen zu tönen. Lucie sprach nun, und sie sagte etwas Lobendes über die übersandten Tagebuchblätter. Ich bin Ihnen dankbar, setzte sie ihre Rede fort, für diese und manche andre poetische Gabe, die meine Einsamkeit versüßt. Als ich noch in der Welt lebte, bot man mir viele Genüsse, ich nahm sie entgegen, weil ich glaubte, ich müßte nehmen, was man mir bot, und was

ich hundert Andre neben mir nehmen sah. Erst spät kam ich zu der Selbstständigkeit zu verweigern. Hier hab ich diese Kunst nicht nöthig: was Sie mir bringen ist gerade das, was ich suche. Wäre es doch immer so gewesen.

Wilhelm blickte auf sie hin und sah ihr in die himmlisch sanften und ruhigen Augen, die ihren Strahl in sein Inneres senkten.

Wäre es doch immer so gewesen — wiederholte er.

Gleichwohl mache ich mir Vorwürfe, setzte sie nach einer Pause hinzu, daß ich Sie bewußt und willentlich in dieses müßige, träumerische Leben hineinziehe. Für Sie ist etwas anderes bereitet.

Und was? rief Wilhelm.

Können Sie noch fragen? Hat der Mann nicht tausend Zwecke zu verfolgen, zahllosen Anforderungen zu genügen? Wir Frauen können uns auf unserm Lebenswege einen Ruhepunkt auswählen und sagen, hier wollen wir eine Weile sitzen und träumen. Der Mann kann das nicht. Immerdar steht das Leben ihm zur Seite und treibt ihn vorwärts.

Wilhelm seufzte. Sie haben recht — entgegnete er dumpf — ich sehe es kommen, daß wir uns trennen werden.

Benigstens wird dieses Leben hier ein Ende nehmen.

Und es war so schön!

Er nahm ihre Hand, drückte sie mit gewaltiger Empfindung an seine heiße Stirn, an seine Lippen. Sagen Sie mir, wie ich leben soll, rief er, wenn ich nicht mehr herkommen darf? Wahrlich, ich versteh es nicht.

Wie haben Sie gelebt, Wilhelm, als wir uns noch nicht kannten?

O, ich habe nicht gelebt, ich habe vegetirt. Ich war in der Welt, aber sie nicht in mir. Es war kein Zweck, keine Nothwendigkeit, daß ich weiter lebte — aber jetzt ist diese Nothwendigkeit da. Ich lebe — weil Sie leben. Wenn Sie sterben, würde ich sagen: ich habe nicht geglaubt, daß ich so früh sterben sollte.

Mein Freund, wir werden uns doch trennen müssen, ohne daß Einer oder der Andere stirbt.

Nein, nein! Ich sage Ihnen, das wird nie geschehen!

Die Verhältnisse —

O schweigen Sie —! Kommt es Ihnen wohl zu, dasselbe zu wiederholen, was tausend andre gewöhnliche Menschen sagen? Sie machen mich recht ernstlich unglücklich.

Bis jetzt hat uns die Welt der Poesie getragen —

Sie soll uns ewig tragen — warf Wilhelm rasch dazwischen.

Als wenn sie das könnte! — Vielleicht würden wir es auch nicht einmal wollen.

Nicht einmal wollen? wiederholte Wilhelm traurig. Nicht einmal wollen! O das ist hart. Aber Sie können Recht haben, Lucie; ich empfinde das zwar nicht, allein ich weiß, daß der Geist sich nach Thätigkeit sehnen kann, während das Herz fortträumen will. Nun so sprich, Lucie, was soll denn aus mir werden?

Er legte eine so glühende Zuneigung in den Ton seiner Frage, die Leidenschaft, die ihn in diesem Moment überwältigte und ihn zwang, seinen Arm fest um den Leib der schönen Frau zu legen, zeugte von so viel männlicher Kraft, von so viel Sturm der Empfindung, daß selbst ein minder nachgiebigeres und sanfteres Wesen, als Lucie es war, davon hingerissen worden wäre.

Sie neigte ihre Wange mit Erröthen zum Kuß und drückte seine Hand, die sie in der ihrigen ruhen ließ.

Eine Pause, die ein unnennbares Glück ausfüllte, herrschte: keine dieser so beschäftigten Seelen vermochte sich so weit aus dem Taumel loszurufen, um Worte zu finden und auszusprechen. Der winterliche Nachtsturm wehte über die Fläche und den See draußen.

Ex bibl. univ. Corp.

Sie schien seine Frage zu beantworten: mein Geliebter! und ewig nichts andres als das! Aber während ihr Auge, das sich in das seine versenkte, dies sagte, sprach ihr Mund etwas andres, er sprach: Sie sind jung, Wilhelm; Sie stehen am Anfange Ihrer Laufbahn. Denken Sie darüber nach, ob ich etwas für Sie thun kann. Ich bin nicht ganz die Machtlose, Vergessene, die ich scheine. Aus der Welt, aus der ich komme, reichen noch Fäden in diese Einsamkeit, die ich selbst gewählt, und die ich jeden Augenblick verlassen kann, wenn es gilt meinen Freunden zu nützen. —

Sie setzte leise hinzu: meinem Freunde — und wieder empfand und erwiderte Wilhelm den Druck ihrer Hand. Jetzt fiel ihm ein, was Robert und die Mutter geäußert hatten in Betreff

der unerforschten und unerforschbaren frühern Stellung und Schicksale der Baronin, und durch diese weltlichen Gedanken, die durch das Heiligthum seiner erregten Seele wie fremde, kühle Gestalten zogen, etwas verwirrt gemacht, erwiederte er stoßend: O in der That, was würden Sie wünschen daß ich werde?

Vorerst muß ich wissen, was Sie sind, entgegenete sie.

Wilhelm theilte ihr jetzt mit, welche Studien er gemacht, welche Aussichten er habe, welche Stellung und Wirksamkeit der Vater und die Seinigen wünschten daß er einst einnehmen solle. Sie hörte ihm aufmerksam zu. Als er zu Ende war, sagte sie: Wenn Sie auf den Rath einer Freundin achten wollen, wählen Sie die diplomatische Laufbahn: ich prophezeie Ihnen Glück; einen Theil meiner Prophezeiungen kann ich sogar wahr machen, wenn Sie versprechen, mir völlig zu vertrauen.

Wilhelm sah sie forschend an.

Sie zweifeln? fragte sie mit Lächeln. Ich kenne Ihren Charakter und errathe, was in diesem Augenblick durch Ihre Seele geht. Ihr Stolz sagt Ihnen, daß Sie Niemand als sich selbst Ihre

Zukunft verdanken dürfen. Sie haben Recht, ich mache auch nur Anspruch, Ihre Wege mit Ihnen gehen zu dürfen, nicht Sie Ihnen vorzuzeichnen.

Lucie — Sie wollen einen Weg mit mir gehen?

Gern — allein dazu gehört, daß Einer dem Andern vollkommen vertraut. Können Sie dieses unbedingte und ungetheilte Vertrauen mir schenken?

Können Sie fragen, Grausame?

Es ist eine ernste Stunde, Wilhelm. Sie kann viel und Großes für unser beiderseitiges Schicksal entscheiden, deshalb prüfen Sie sich, ehe Sie entscheiden. Ich verlange ein Vertrauen, wie nur der edle Mann dem Weibe gegenüber, das er für würdig hält die heiligsten Schätze mit ihm zu theilen, es empfinden und gewähren kann. Können Sie mir ein solches Vertrauen widmen?

Wilhelm wollte eine feurige Versicherung geben, sie legte nochmals die Hand abwehrend auf seinen Arm. Bedenken Sie wohl, sagte sie, Sie wissen nichts von mir, es ist Ihnen keines meiner frühern Schicksale bekannt, Sie wissen nicht, welche

Rolle ich in der Welt gespielt, ob sie eine ehrenvolle oder eine tadelnswerthe war; selbst von dem Namen, den ich führe, wissen Sie nicht, ob er mir mit Recht zukommt. Mit einem Worte, ich bin, was meine äußere Stellung betrifft, völlig in einen undurchdringlichen Schleier für Sie gehüllt, und ich bin auch jetzt nicht willens, diesen Schleier zu lüften. Bedenken Sie dies Alles, und urtheilen Sie nun, ob wir für die Folgezeit noch verbunden bleiben sollen.

Wilhelm fühlte seine Brust von einem unerträglichen Schmerze zusammengeschnürt. Nun gut, sagte er mit gepreßter Stimme, wenn Sie mich lehren, an Ihnen zu zweifeln, so lehren Sie mich zugleich an die Rechtschaffenheit eines Vaters, an die Tugend einer Mutter, an die Anhänglichkeit und Treue eines Freundes zu zweifeln. Bedenken Sie, daß Sie mir Alles rauben, was mir bis hierher eine Stütze war. Sie wollen, daß ich elend sein soll. —

Er beugte sich tief herab und suchte sein Antlitz zu verbergen. Seine Thränen flossen. Er wünschte sich in diesem Augenblick weit weg von dieser Stelle.

Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, sagte sie.

Und Sie haben mir wehe gethan, erwiderte er.

Nach einer Pause schlang Sie ihren Arm um ihn, und nun erklang das himmlische „Du“ von ihren Lippen. Wilhelm, rief sie, du bist mein Eines und Alles. Ich gebe dir meine und meines Kindes Zukunft anheim; vergieb, daß ich erst forschte und fragte.

Er lag in ihren Armen.

Eine selige Minute. Dann stand sie leise auf, ging durch das Zimmer und führte die Kleine an der Hand. Wilhelm sah sie hin und her wandeln, geräuschlos, wie eine holde zauberhafte Erscheinung; sie schwebte auf ihn zu aus dem Dunkel des Zimmers hervor, und außer sich vor Entzücken stürzte er vom Sopha weg, sank ihr zu Füßen und umschlang ihre Kniee. Das Kind, das diese Hestigkeit und ihren Grund nicht begriff, stieß einen Schrei des Schreckens aus. Lucie beschwichtigte es, und Wilhelm erhob sich, indem er ihre Hand in der seinen behielt und mit ihr die wenigen Schritte zum Piano machte. Sie setzte sich und nachdem sie einige Notenblätter durchsucht, zog sie Wilhelms Lieblingscomposition, Schubart's Lob der Thränen, hervor und legte es aufs Pult.

Mit einem dankbaren Blicke dankte er. Sie winkte ihm, daß er sich wieder aufs Sopha setzen solle; er ging und nahm das Kind mit.

Sie sang.

All der Schmerz, all die Wehmuth, die unbezwingliche Sehnsucht, die in diesem wundervollen Liede liegen, das Engelslippen zu entgleiten scheint, die über die Vergänglichkeit der irdischen Lust, der irdischen Freude klagten, ging in Wilhelms Brust über. Die Stimme kam und klang voller und immer voller an seine Seele hinan, sie goß immer mehr Süßigkeit und Leid in die bebende Brust und dann ging sie wieder und erstarb wie in weiter Ferne, wie eine rufende Kinderstimme aus den glücklichen Tagen ferner, goldner Jugend. Es war etwas Unbeschreibliches in diesem Gesange. Er rührte an den heimlichsten, zartesten Nerv der Empfindung, er rief unaufhaltsam die Thräne hervor, zu deren Lob er sich erhob. Zugleich war ein Adel und eine Berklärung des Schmerzes darin, der über jede Armuth und Bekümmerniß des Lebens weit erhob.

Wilhelm drückte die Kleine an sein Herz, und durch diese junge Brust selbst gingen die Schauer der Empfindung.

Die letzten Töne waren verflungen. Lucie saß am Piano in sich zusammengesunken, das Haupt auf die Hand gestützt, Wilhelm war in ihrem Anschauen versunken und preßte seine Wange an die Stirn des Kindes.

Immer ferner zogen die Geister des Liedes dahin, immer sanfter hallte es in der Tiefe der Seele wieder — die Behmuth ging in Träumen über, die Träume fetteten ihre Bilder an die Wirklichkeit. Wieder eine schöne Stunde im Weibedienst der Herzen war vorüber.

Lucie brachte die italienischen Bücher hervor, die sie zusammen mit Wilhelm las. Die Kleine entfernte sich an der Hand Sophiens, und nun wurde ein Gesang aus Dante's göttlicher Komödie gelesen. Wilhelm hatte Hülfsbücher herbeigeschafft und sein Wissen und sein Studium förderten und befestigten das poetische Verständniß, welches Lucie für die erhabne Dichtung mitbrachte. Sie las und sprach das Italienische wie ihre Muttersprache. Während der Monate ihres Zusammenlebens hatte Wilhelm von ihr diese Sprache gelernt und die Schätze der Literatur wurden ihm zugänglich.

Es war Mitternacht, als Wilhelm seinen Weg nach Hause wieder antrat, ganz durchglüht von Poesie und Liebe. Noch auf der Eisfläche des Sees sah er sich um, und das rothe Fenster glühte herüber, das einzige von Leben zeugende in dem weiten kalten Grab der Erde.

V.

Der strengste Wintermonat war vorüber; es ging dem Frühling entgegen, die Liebenden waren noch immer in liebliche Träume, in den Bonnetausch ihrer Herzen versenkt. Wilhelm hatte es möglich gemacht, die Zeit seiner Vorarbeiten zu verlängern, und unter dem Vorwand, sich auf die bevorstehende Prüfung vorzubereiten, hielt er sich ungestört beim Vater auf und theilte, weit entfernt ein Aktenstück oder ein wissenschaftliches Hülfswerk zur Hand zu nehmen, seine Zeit in Studien der italienischen und französischen Sprache und in poetische Träumereien. Er wußte nicht, wo die Zeit blieb, es war ein wunderbarer langhintönender Accord voll Wohlklang, der durch seine Seele ging; das, was die Menschen Tag und Stunde nennen, hatte für

ihn keine Bedeutung, das innere Leben, stets in gleichem gesundem und vollem Pulsschlag gehalten, ließ ihn nirgends eine Leere bemerken, ein Hemmniß, eine Pause, die ihn auf das Zeitmaaß hingewiesen hätten. Er wurde nur gewahr, daß das Eis des Sees schmolz, daß er über dasselbe seinen Weg nicht nehmen konnte, er wählte den Sommerpfad, und da die Wege auf dem Lande um diese Zeit fast nicht zu betreten sind, nahm er das Reitpferd des Vaters zu Hülfe, das ihm dieser gern abtrat. Zwischen Eltern und Sohn war nicht mehr von der Baronin die Rede, die Mutter hatte über diesen Gegenstand gesagt, was sie zu sagen hatte, des Vaters Grundsatz war es, den erwachsenen selbstständigen Sohn völlig gewähren zu lassen. Nebenbei hatte man gehört, daß die Baronin sich zur Abreise rüstete, und wenn diese wirklich statt fand, so mußte ja das Band dieser Bekanntschaft ohnehin zerrissen werden. Es war klug, von der Zeit diese Lösung zu erwarten. Wilhelm, der seine Mutter kannte, wußte, was in ihrem Herzen vorging; es machte ihm Kummer, sie im Stillen leiden zu sehen, allein die allgewaltige Macht der Geliebten verdrängte jedes andre, auch selbst noch so theure Bild aus seinem

Sinne. Oft war er so zerstreut, daß er verwundert und befremdet in das sorgenvolle Antlitz sah, das ihm die Mutter zeigte, wenn er vor seinem gewohnten Abendgange in die Villa noch in die Familienstube hinabkam und die Mutter allein dort bei einer Arbeit sitzen sah. Erst als er ihr die Hand küßte und den leisen Druck spürte, durch den die Bekümmerte ein Zeichen für die Sprache ihres Herzens fand, erst da fühlte er und sagte es sich selbst, daß er und Niemand Anders die Schuld an diesen abgehärmten Zügen trage, daß die Stunden, die er drüben in einem wonnevollen Rausch zubringe, für die Einsame sich zu unendlich langen peinvollen Betrachtungen und Sorgen ausdehnten. Es war aber nicht zu ändern, er fühlte das — weshalb einen Versuch machen, der doch mißlingen mußte. Wenn er sich auch einmal überwand und den Abend zu Hause blieb, die Mutter unbehaglich gestimmt durch seine unwahre Haltung, durch seine gezwungene Laune, trieb ihn den andern Tag selbst zu dem gewohnten Gange. Geh nur, sagte sie ihm; ich weiß doch, daß das rothe Fenster dich hinüberlockt, ich mag noch so enge meine Vorhänge zuziehen und selbst die Läden schließen; du siehst es doch.

Zwischen den Liebenden war seitdem, außer dem Gespräch, das wir mitgetheilt haben, nicht wieder von den Dingen und Verhältnissen in der wirklichen Welt die Rede; es war das erste und letzte Mal gewesen, daß die Baronin sich nach den Verhältnissen Wilhelms erkundigt hatte und seine Aussichten für die Zukunft zu erforschen versucht. Wilhelm seinerseits schob Alles weit von sich, was ihn an die materielle Gegenwart der Geliebten erinnerte; es lag in seiner Natur nie zu forschen, wo eine Erscheinung ihn mit erfüllte; er genoß die Blume des gegenwärtigen Genügens. So wenig ging er auf Entdeckungen aus, daß er selbst Zeichen, die jeden Andern stutzig gemacht, oder wenigstens zum Nachdenken gereizt, unbeachtet bei Seite liegen ließ. So fiel ihm eines Tages, als er in einem Notenhefte blätterte, das er von drüben mitgenommen, ein Briefcouvert in die Hände, auf dem die Adresse stand: „à Madame la Duchesse d'Olonna.“ Wer war diese Herzogin? Offenbar war der Brief an Lucie und an Niemand Anderes gerichtet. Ein Lied, von einem der berühmten italienischen Componisten in Musik gesetzt, war ebenfalls mit dieser Namensüberschrift und diesem Titel versehen, und Turin neben dem Datum bemerkt. Wilhelm grübelte ein

paar Minuten hierüber nach — keine Macht der Erde hätte ihn bewegen können, Lucie über diese Dinge zu fragen. Er hatte bereits Alles vergessen, als er sie wieder sah.

Heute war der erste warme Frühlingstag. Von drüben war ein Päckchen angelangt; es enthielt die Abschriften der Uebersetzung einiger Petrarca'schen Sonette, an die Wilhelm sich gewagt. Er öffnete den Umschlag hastig, er hoffte von der Hand der Geliebten hier und da auf den zierlichen Blättern Bemerkungen und Correkturen zu finden, er entdeckte nichts. Sie hatte sie ihm völlig so wieder zurückgeschickt, als er sie ihr hingegeben. Dies bekümmerte ihn. Hatte sie keine Zeit gehabt, die Verse durchzugehen, oder war ihr deren Inhalt nicht zulässig erschienen? Freilich handelten sie alle indirekt von ihr. Wilhelm hatte mit großer Lust die italienischen Dichter benutzt, um der Geliebten tausend zarte und schöne Dinge zu sagen. Er hatte aus Ariost die Strophe hereingezogen, in der von den Händen Alcina's die Rede ist, und war bemüht gewesen, der Geschmeidigkeit des italienischen Ausdrucks mit der deutschen Wendung überallhin zu folgen. Wie er meinte, war es ihm geglückt.

La candida man spesso si vide
Lunghetta alquanto e di larghezza angusta
Dove nè nodo appar nè vena accede;

hatte er übersetzt: die weiße Hand ist länglich und in der Breite schmal; dabei eben und glatt, und es erhebt sich keine Ader über ihrer schönen Fläche. Er strich das Wort „länglich“ aus und setzte dafür „lang und schmal“, allein dies schien ihm wenig geeignet, die umschreibende Zartheit im italienischen Ausdruck wiederzugeben. Noch weniger konnte er in dem neunundsechzigsten Sonette Petrarca's, das er ebenfalls mit Beziehung auf sie, die all sein Denken und Träumen ausfüllte, übertragen hatte. Diese Verse schilderten sehr bezeichnend das Wesen, den Gang, die Miene Luciens, und Wilhelm hätte hin und her grübeln können, es wäre ihm kein glücklicheres Bild gelungen. Die Stelle lautete:

Non era Pandar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma, e le parole
Suonavan altro che par voce umana.

Und er übersetzte sie: Ihr Gang war nicht der einer Sterblichen, sondern eines himmlischen Wesens und in ihrer Stimme lag eine Lieblichkeit, die keiner andern menschlichen Stimme eigen

war.“ — O, und nun die Verse des acht und neunzigsten Sonetts:

Quel vago impallidir, che 'l dolce riso

D'un' amorosa nebbia ricoperse. —

In diesen Zeilen lag der volle süße Schönheitszauber ausgedrückt, der Wilhelms Herz gefesselt hatte. Es war hierin ein treffendes Bild gegeben von der wundervollen Miene lieblichen Erschreckens, wenn die Geliebte den Freund, der ihre Seele besitzt, der ihr Herz sein eigen nennt, mit Trauer und Bitterkeit ringen sieht. Wilhelm hatte nur einmal diesen Ausdruck bei Lucien bemerkt, und er war ihm unvergeßlich in der Erinnerung geblieben. Es war, als er eines Abends, tief gebeugt und mit einem unerträglichen Kummer belastet, vor ihr erschien, mit dem Entschluß, ihr anzukündigen, daß er sich von ihr trennen wolle, um dem Zerwürfniß mit seinen Eltern ein Ende zu machen. Er besaß nicht den Muth, das Trennungswort auszusprechen, und während er so mit seiner Qual kämpfte und den Feind, der auf seine Brust den tödtlichen Stoß zu führen bereit war, nicht zu besiegen im Stande war, blickte er auf und sah plötzlich ihr Auge mit diesem, nicht zu

Beschreibenden Ausdrücke auf sich ruhen. Sie war bleich geworden und ihre Augen schlossen sich halb, ihre Hand preßte sie auf der Brust. Eine Stimme in seinem Busen sagte ihm, daß sie in diesem Augenblicke um ihn litt. Aber sie verbarg ihm, daß sie wußte, was in seiner Seele vorging und lächelte. Welch einen Zauber hatte dieses Lächeln: es war eine Blume auf der dunkeln Tiefe des Raumes farbenvoll erglühend. Der Sängers Laura's hatte in seinem Liebesgange durch Leid und Lust etwas Aehnliches empfunden, und ihm, dem der Gott selbst die fein vibrirende Saite der Empfindung auf die goldne Lyra gespannt hatte, ihm war es gelungen, für diesen Blick und diese Miene den bezeichnenden Ausdruck zu finden. Wilhelm gestand sich selbst ein, daß es ihm unmöglich gewesen, die Verse im Original in der Uebertragung irgend erschöpfend in Sinn und Ausdruck wiederzugeben, er hatte gesagt: „Dieses reizende Erblaffen; welches ihr süßes Lächeln mit einer verliebten Wolke bedeckt.“ Es war in diesen Worten aber doch der Kern des himmlischen Bildes enthalten und darum konnte er sich nicht entschließen, sie ganz verdammungswerth zu finden. Lucie

mußte sie jedoch so gefunden haben, denn sie hatte sich nicht einmal die geringe Mühe gegeben, hier und da am Ausdruck etwas zu ändern, wie sie es doch bisher bei jedem Blättchen, auf dem ein paar Verse standen, die er ihr überschickte, gethan hatte. Diese Papierstreifen bewahrte er sorglich auf und nur dieses letzte Blatt, das keine Spur ihrer sorgenden Feder trug, nur dieses wagte er nicht zu den übrigen zu legen, es erschien ihm verstoßen und verurtheilt. Und doch sprach gerade dieses Blatt in so beredten Zungen. Der arme Schwächer! er hatte vielleicht zu viel ausgeplaudert: man hatte ihm den Mund geschlossen und ihn zum Schweigen verdammt.

Es war Abend geworden und Wilhelm hatte es nicht bemerkt. Als er zufällig seinen Blick aus dem Fenster warf, sah er drüben den wohlbekanntesten rothen Schein erglimmen. Jetzt wurde er zugleich inne, wie er in einem völlig dunkeln Zimmer saß und die Schatten sich um ihn so tief gelagert hatten, daß er nicht einmal das Bild der Mutter, das an der Wand, dicht vor ihm, über dem Schreibtisch hing, erkennen konnte. In eine so anhaltende Träumerei hatte ihn sein Herz versenkt. Er hörte die Uhr schlagen in dem untern

Zimmer; es war acht. Jetzt sah er auch den Lichtschein von dem großen Familiengemach unten auf die Bäume des Gartens fallen, Alles hatte in diesem Augenblick einen fremden und wunderbaren Anstrich für ihn. Es war nicht mehr das wohlbekannte Elternhaus, es war auf irgend einem fremden Welttheile eine Wohnung, die er mit Genossen theilte, die erst seit einiger Zeit mit ihm in ein nicht zu bestimmendes Verhältniß getreten waren. Nur das Eine war ihm deutlich, daß die Geliebte mit ihrem Kinde sich in diesem Hause mit ihm eingeschlossen befände; er glaubte unten ihren leise wandelnden Gang zu hören und den Schatten zu sehen, den ihre schlanke Gestalt auf die nahen Baumstämme warf. O Himmel! rief er; so hat sie mir doch nachgegeben und ist mit mir geflohen; ich habe sie in fremde Länder entführt; weit weg von den Ihrigen und von den Meinigen. Es ist geschehen! Unser Schicksal ist von nun an auf immer mit einander verknüpft: sie ist mein; allein sie ist nicht glücklich und die ungewohnte Natur, die uns umgiebt, der fremde Welttheil, auf dem wir uns angesiedelt, kann ihr nicht die liebgewordene Heimath ersetzen!

Er lächelte, und indem er seine Hände an die Wangen und die Stirn presste, rief er: Ich weiß, daß Alles dies nicht ist; allein wenn es nun wäre?

Er hielt inne. Eine Glut, die er nicht zu bändigen wußte, füllte mit immer heftiger anstürmendem Pulswallen seine Brust.

Das Wort der Mutter fiel ihm wieder ein: Was soll's? Wohin führt's? — —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür leise, und der kleine Bote trat ein, der öfters zwischen dem Pfarrhause und der Villa hin und wiederging. Wilhelm konnte ihn nicht erkennen, er sah nur einen weißen schimmernden Stern durch die Nacht; es war das Briefchen, das die Geliebte ihm sandte. Er griff danach — er wußte, daß es nichts anders sein konnte. Er zündete rasch Licht an, und als er das Blatt entfaltete, fielen ihm die italienischen Verse und die Aenderungen in die Hand, die Lucie an der Uebersetzung gemacht. Zugleich eine Einladung hinüberzukommen.

Ich habe den Kahn losgebunden, sagte der Bote. Man kann heute zum erstenmal über den See fahren. Er ging und Wilhelm in seinen Mantel gehüllt mit Büchern, Manuscriptrollen und Notenblättern unterm Arme, folgte ihm rasch, indem er die kleine Gartentreppe hinabstieg zum Ufer des Sees hin. Unten das Fenster im Saal stand offen und er sah die hohe dunkle Gestalt seines Vaters sich weit hinauslehnen, um die warme, feuchte Luft des Frühlingsabends einzuathmen.

Wilhelm schickte den Boten weg und setzte sich allein in den Kahn. Nun glitt er über die schwarze Fläche hin. Es rührte sich kein Laut in der weiten Schöpfung, der Himmel war mit leichtem Gewölk bedeckt, das Plätschern der Ruder und die niedergleitenden Tropfen waren das einzige Geräusch in Nähe und Ferne. Immer weiter entfernte er sich von dem Elternhause, immer näher kam er dem kleinen Feenpallast, in welchem seine schöne Zauberin weilte. Jetzt traten schon die Ufergebüsche vor und verdeckten das helle offene Fenster und den hinausschauenden Vater, jetzt trennte sich der dunkle Vorhang, der den rothen Schein drüben einschloß, und Wilhelm erkannte

schon die Säulen des Eingangs und einen Theil der Treppe. Er hielt den Rahm an, und indem er die Hände im Schooß faltete, seligen und innigen Blickes hinüberschauend, entsanken ihm seine vielen Schätze und die Papierrollen und Mappen blätterten sich auf, und er saß da wie von großen weißen Blumenkelchen umrauscht, gleichsam in Mitte eines phantastischen Bouquets. Dabei erhob sich, wie er sich dem Ufer näherte, ein Wind und pauschte seinen Mantel in die Höhe und kräufelte seine Locken, die kein Hut bedeckte. Der Mond, der aus den nächtlichen Schatten des Waldes jetzt emporstieg, warf zugleich einen silberhellen Nebelschimmer auf die schöne Stirn und in die begeisterten Augen des nächtlichen Schiffers. So fuhr er gleichsam im Triumph in die Gebüsche des Ufers hinein und die hohen Rohrgeslechte und Stauden rauschten ihm wie Palmenzweige entgegen. Triumph! rief er, die Liebe kommt! Schmücke dich bräutlich zu ihrem Empfang, nächtliche Flur. Siehe der Gott kommt Nachts in die Welt! Während Alles schweigt, gleitet er über die nächtlichen Gewässer, und betritt geheimnißvoll die Wohnungen der Sterblichen. O ihr Herzen, die ihr den langen Winterschlaf träumtet, werdet ihr jetzt auch

bereit sein zu seinem Empfange? Ihr Trägen, werdet ihr nicht erst lange fragen und forschen, wer ist da draußen, ehe ihr euch entschließet, dem Gotte aufzumachen? O die Stunde ist so köstlich, aber zugleich so flüchtig, wenn ihr nicht eilig zum Empfange hinauskommt, so geht das süße Geheimniß, das in die nächtliche Welt eingegangen, an eurer Wohnung vorüber, und ihr habt es auf immer verloren. O ihr Herzen, bedenkt das!

Und gleichsam als sollte dieses hochmüthige Bild, das die glückliche Seele des Jünglings entwarf, vom Geschick selbst zur Wahrheit gemacht werden, so erschien in diesem Augenblick in einem langen weißen, wie flüssiges Mondlicht um ihre Gestalt schwimmenden Schleier die Geliebte auf den Stufen der Treppe und hob ihre Arme verlangend und grüßend dem Rahne entgegen. Die offenbleibende Thür des Saals zeigte die brennende Lampe, den Tisch, das Piano, die Bilder an den Wänden. Das Kind stand auf der Schwelle und wagte sich nicht in die Nacht hinaus.

O mein Engel! mein Engel! rief Wilhelm.
So erwarten Sie mich! der Himmel lohne Ihnen

diesen süßen Empfang, mit dem Sie die Seele des Freundes wie mit Paradiesesblumen überschüteten! Welche Lieblichkeit — welche Schönheit! —

Und er sprang aus dem Rahne und stand neben ihr, und die Frühlingsnacht brütete und quoll und trieb um sie her. Der See glänzte im Mondlichte. Die Geister der kommenden Blumen irrten trunken in dieser feuchten warmen Atmosphäre, die wie ein sich verengender Duft über das Bette des Sees hinbreitete.

Jetzt kam der Diener und brachte die Bücher ins Zimmer. Lucie schloß die Thüre; die Liebe war wieder in ihrem Heiligthume.

Vor allen Dingen lag es Wilhelm daran, der Geliebten das Unrecht abzubitten, das er ihr in seinen Gedanken in Betreff der Nichtbeachtung der übersendeten Blätter gethan. Sie lächelte und sagte: Grade diesmal hab ich mich mehr und angelegentlicher als ich sonst gethan, mit Ihren Versen beschäftigt. Warum haben Sie gerade diese gewählt?

Und wie sollte ich andre wählen? entgegnete er beinahe zürnend. Geben sie doch ganz wie-

der, was ich empfand, als ich vor einigen Abenden von Ihnen Abschied nahm und fürchten mußte, daß Tage vergehen könnten, wo ich Sie nicht wiedersehen würde.

Sie veränderte wieder wie damals die Farbe; ihre Lippe zitterte, sie versuchte zu sprechen, sie vermochte es nicht und wandte sich ab.

Außer sich vor Schmerz und Entzücken ergriff Wilhelm ihre Hände und rief: Um Gotteswillen! Wenn wir uns trennen müßten! Wenn —

Sie hatte sich völlig wieder gefaßt und sah ihn mit einem ruhigen, klaren Blicke an. Nach einer Pause entgegnete sie: Wenn wir müßten? — Und warum sollen wir müssen —

Wilhelms Athem stockte —

Sie sah ihn fest an und sagte: Ich will die Ihre sein — wenn Sie treu und aufrichtig nach meinem Besitze trachten. — Nach einer Weile setzte sie hinzu: Allein bedenken Sie, was ich Ihnen einst sagte — hier auf dieser Stelle, als ein ähnliches Gespräch zwischen uns stattfand.

Lucie! rief Wilhelm und fiel an ihren Hals: Ich verspreche Ihnen mein Leben! Nehmen Sie

mich ganz hin: ich gebe Ihnen mein Denken, mein Wollen, mein Empfinden. O diese Stunde tödtet!

Die Engvereinigten ruhten lange sprachlos in einer heißen Umarmung. Lucie erhob sich endlich, indem sie mit einer ernstern, fast feierlichen Stimme sagte: der Himmel steht auf dieses Bündniß nieder: es kann in seinem reinen Lichte geschlossen werden, denn nichts ist hier, was ein Herz, das das Edle und Reine sucht, beleidigen könnte. Wenn ich Ihr Gelöbniß annehme, mein Geliebter, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß ich den redlichen Willen und auch die Macht in mir fühle, an Ihrem Glücke zu bauen. Lassen Sie mich, die ich älter bin, über diese Stunde hinweg, den Blick in die Zukunft richten.

O nicht diese Worte, stammelte Wilhelm — Ich bin ja so ganz glücklich! Er umschloß sie von Neuem, allein er fand keine heiße, keine glühende Erwiederung. Lucie entzog sich sichtlich der Leidenschaftlichkeit dieses Moments; sie versuchte abzulenken und als Wilhelm, dem alle Stürme der Empfindung losgelassen durchs Herz brausten, auf keinen Versuch dieser Art einging, erhob sie sich

und stand kalt, fast steinern vor ihm, eine schöne Marmorstatue. Ihr Haar hatte sich aufgelöst und rollte auf die Schultern nieder, eine fast erschreckende Blässe lag auf ihren Zügen, das Auge war gesenkt und man mußte seinen Strahl fürchten, wenn es sich erhübe. Alles an dieser Gestalt war Hoheit, gebietendes Wesen.

Wilhelm rang die Hände und sah halb bitzend, halb zornig zu ihr empor.

Nun! rief er, was soll's? —

Fassung! entgegnete sie. Wir stehen auf der Schwelle unsrer Zukunft, nicht allein der unsrigen, sondern auch noch eines andern Wesens.

Wilhelm verstand sie sogleich. Er schloß das Kind in die Arme, das seinen Lockenkopf an seinen Busen verbarg. Auch dieses goldne Geschenk noch! rief er; auch dieses mein!

Er fühlte die Hand der Mutter, die sie leise auf seine Schulter legte: Wilhelm, sagte sie, wenn ich eine Bitte wagen darf — lassen Sie uns jetzt scheiden. Das Wort ist ausgesprochen zwischen uns, das ewig bindet — ich will es, ich verlange

es, daß es noch nicht ewig binden soll. Suchen Sie die Einsamkeit, so wie ich sie suchen will — Morgen sehen wir uns wieder — oder wir sehen uns nicht mehr wieder!

Ich kann es nicht -- ich bleibe hier — ich schreibe meinen Eltern was vorgefallen ist.

Nicht doch — Freund. Sie gehen nun nach Hause. —

Ihr Blick, ihre Worte waren wie diamantne Fesseln.

Wilhelm erhob sich und schwankte durchs Zimmer. Er drückte seine Stirn an die Scheiben und starrte in die Nacht, dann kehrte er rasch um und mit einem Schrei des Gefühls stürzte er zu ihren Füßen und klammerte sich an sie, so daß sie sich zu ihm niederbeugen mußte. Ein Antlitz, ganz in Thränen gebadet, sah zu ihr auf. Er sprach nicht — seine Blicke waren Flammen. Sie wandte sich und er stand auf, indem er kaum hörbar — sagte: Sie wollen es — ich gehe.

Und in der That verließ er das Zimmer. Den Nachen bestieg er nicht wieder; er irrte in die Nacht hinaus und nahm den weitesten Weg

durchs Wäldchen. An einem der Baumstämme
lehnte er und raffte die naßkalten Zweige zusam-
men, um sie an seine fiebernde Stirne, an seine
Rippen zu drücken. Es war die Kraft der Jugend,
die zum erstenmal ihre Blüthe erschloß.

Die in dieser Entfernung wohnende Person
wurde gewohnt, die Pläne der verschiedenen Theile
neuer in Ordnung gebracht; es sollte keine der
wichtigen Formen, alle diese Veränderungen der
Länder mit diesen Dinge, mit diesen Umständen
licher Ordnung. Der Tag der Vermählung ward
festgesetzt. Nachdem hatte seinen Namen nicht mit
best; er bestand sich in einem Aufsatze, der schwer
zu beschreiben ist. In diesem hatte er die
Umgebung, die man der Person unter

VI.

Am Tage darauf erhielt er ein Billet, das ihn zu noch einem Tag längern Wartens verdamnte; er war trostlos, eine Menge Briefe, die klagende und zürnende Erwiederungen auf dieses Gebot enthielten, fing er an, vernichtete jedoch alle wieder. Endlich erschien er vor Lucie und jetzt nahm sie sein auf immer bindendes Versprechen an. Gegen die starken Wallungen gehalten, die diesem Moment vorangegangen, trug das, was jetzt folgte, fast den Charakter der Kälte an sich. Es wurde festgesetzt, wenn die Trauung sein und in welcher Weise sie stattfinden sollte. Lucie war fest und sicher in Allem, was sie that. Jérôme empfing Aufträge und stattete seiner Gebieterin regelmäßig und auf das Gewissenhafteste Bericht ab.

Ein in ziemlicher Entfernung wohnender Pfarrer wurde gewählt, die Papiere der beiderseitigen Theilnehmer in Ordnung gebracht; es fehlte keine der nöthigen Formen. Alle diese Berrichtungen geschahen mit leisem Gange, mit strenger, zuversichtlicher Ordnung. Der Tag der Vermählung ward festgesetzt. Wilhelm hatte seinen Eltern nichts entdeckt: er befand sich in einem Zustand, der schwer zu beschreiben ist. Zum erstenmale hatte er die Empfindung, als wenn der Boden unter seinen Füßen wiche. In diesem Augenblicke dachte er daran, alle seine frühern Verhältnisse zu lösen, um die Fremde aufzusuchen — ein völlig anderes Leben zu beginnen, dann wieder träumte er von einer festen, dauernden Aussöhnung mit den Seinigen, die die holde Frau, die er ihnen zuführte, mit Freude und Dank empfangen würden.

Es traf sich, daß an demselben Tage, den Lucie gewählt hatte, Roberts und seiner Marie Trauung in dem Pfarrhause statt fand. Es war dies ein seltsames Zusammentreffen, das des armen Wilhelms beklemmte Brust noch mehr beschwerte. Seine Seele war so voll Glück und Geheimniß, und er durfte von dieser Seligkeit und dieser Qual, die ihn erfüllte, auch nicht das kleinste

Theilchen seiner Umgebung merken lassen. O wie grausam war dies! die Stunde, die den Freund zum Altare rief, war auch die, die über sein Leben entschied, und er durfte nicht dem Genossen seiner Jugendtage um den Hals fallen und rufen: Freund, den Weg, den du jetzt gehst, geh auch ich! Wir werfen uns Beide dem Glück in die Arme. Bete für mich, wie ich für dich beten werde. —

Und die Mutter — ach Wilhelm konnte ihren Blick nicht ertragen, mit dem sie ihn unter den gepudgten Gästen der Pfarrstube suchte, und der ihm zuzurufen schien: Wie gern sähe ich dich, meinen Liebling, auch an dieser Stätte, wie gern dein Haupt gebeugt unter dem Segen, den ein frommer Vater für dich vom Himmel herabbittet. Und er hätte — da er diese Worte zu vernehmen glaubte — hinstürzen wollen und rufen: Mutter, gerade so wie du es wünschtest, geschieht es! Ich werde glücklich.

Als der kleine Zug zur Kirche aufbrach und durch die Blumen des Kirchhofs sich hindurchwand, einen hellen Frühlings-Lichthimmel über sich, stahl er sich fort und verschwand durchs Pfortchen, dem See und der Villa zu. Allein er blieb stehen,

kehrte um und in die Kirche hineinflüchtend, hörte er noch die Segensworte, die der Vater über die vor ihm Knieenden aussprach, erlauschte noch einige Akkorde der Orgel und des Gesanges. Dann entfloh er, und wenige Minuten darauf saß er an Luciens Seite im Cabriolet, das dem nahen Städtchen zulenkte. Diese Stadt war die erste Station, dann folgten noch zwei, so daß man erst gegen Abend auf einem Landhause anlangte, dessen Herr Lucien mit Ehrerbietung bewillkommnete, und in dessen Beisein die heilige Handlung vor sich ging. Die Trauung wurde nach katholischem Ritus, obgleich Wilhelm Protestant war, vollzogen. Außer dem ältlichen Herrn war noch eine Dame als Zeuge erschienen, die Wilhelm ebenfalls nicht kannte; auch Jérôme trat herein und blieb auf besonderes Geheiß seiner Gebieterin gegenwärtig. Nachdem die Ceremonie beendet war, bestand Lucie darauf, den Rückweg anzutreten, obgleich der ältliche Herr und die Dame sie inständigst baten, dazubleiben, da die Nacht mit Wettern drohte. Wilhelm wagte aus Zartgefühl nicht, sein heftiges Verlangen, die Geliebte möchte mit ihm heimkehren, kund zu geben; allein Lucie, die den Blick mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit und Nührung

auf ihn gerichtet hielt, las in seinen Zügen den Wunsch, den die Lippe nicht aussprach. Sie bestieg den Wagen und Jérôme nahm den Platz neben dem Kutscher ein, um diesem beim Lenken des Wagens auf den dunkeln Wegen behülflich zu sein. So war denn Wilhelm völlig zu seinem Glücke gelangt; er schlang den Arm um die schöne Frau, die jetzt die seine war, und indes Blitze die Dunkelheit durchleuchteten und der Donner rollte, waren Gedanken und Gefühle in seiner Brust ganz in Sonnenglut und Frühlingslicht getaucht. Lucie war auffallend still, und wenn Wilhelm im Stande gewesen wäre zu beobachten oder auch nur flüchtig zu forschen, so hätte er bemerken müssen, daß eine beunruhigende Umwandlung in dem Wesen der Neuvermählten vor sich gegangen war.

Als man der Villa sich näherte, bat Lucie, Wilhelm möchte in das Haus seiner Eltern zurückkehren. Er gehorchte: Morgen, in aller Frühe sollte er wiederkommen. Es lag eine peinvolle drückende Schwüle in der Natur — sie lag auch auf den Seelen dieser beiden Herzen, die jetzt einander für's Leben angehören sollten. Mit einem langen, verzehrenden Kuß nahm er Abschied

und blieb noch am Eingang des Gitters stehen, bis das weiße Gewand Luciens in der Hausthür verschwand. Er sah noch den Lichtschein erglimmen und ihren Schatten an den niedergelassenen Vorhängen hingleiten. Dann wandte er seine Schritte am See entlang dem elterlichen Hause zu. Dort war es um diese späte Stunde noch lebhaft; ein kleiner Ball fand statt, und die junge Welt tummelte sich in Lust und Freude. Wilhelm wollte nicht eintreten, es war ihm nicht möglich in dieser Stimmung den tausend Fragen, wo er bis jetzt geblieben, die ohne Zweifel an ihn gerichtet würden, Rede zu stehen. Er irrte im Garten umher, dessen Bäume in voller Blüthe standen. Der eben erst vorübergegangene Regen hatte die welken Zweige erfrischt und ein Meer von Düften entströmte den in der Dunkelheit schimmernden Blütenbüschen und wogte über den Garten hin dem nahen Kornfeld zu, von wo die Wachtel ihre eintönigen singenden Rufe erschallen ließ. Er war so still und süß. Unter dem großen Apfelbaum, wo er so oft als Knabe mit dem Buche gefessen, setzte er sich auch jetzt und preßte sein ungestümes Herz mit beiden Händen. Er fühlte, daß mit dieser Stunde eine schöne Zeit

der Jugend und Poesie sich von ihm wandte. Noch einmal gaben die beiden Schwestern aus dem Paradiese ihm den vollen Becher und er sog die Seligkeiten ein, die die Brust des armen Pilgers dieser Erde mit einem unnennbaren himmlischen Rausche füllen. So saß er still unter den überhängenden Blüthen, und von fern schimmerte das Licht der Fenster und von fern drangen die Töne des einfachen Tanzliedes hindurch, das seine Mutter auf dem Piano spielte. Er fühlte einen Augenblick, was diese Frau litt, da sie ihn in dem frohen Kreise um sie her nicht bemerkte, da er selbst an diesem Abend fehlte. Allein wie ein leichtes, fliehendes Gewölk gingen rasch diese etwas düstre Gedanken an ihm vorüber, es war nun wieder Luciens Bild, das seinen alten Platz einnahm und jedes andre Empfinden und Denken wegdrängte.

Am Tage hierauf fanden die Knechte des Pfarrers, die zur Arbeit gingen, am Ufer des Sees einen Mann ohnmächtig liegen, sie erkannten in ihm den Sohn ihres Herrn. Wilhelm wurde ins Haus getragen und am Abend brach ein heftiges Fieber aus. Der Kranke lag mehrere Tage ohne Bewußtsein. Die Mutter wachte

unausgesetzt an seinem Bette; in die Stadt wurde nach dem Arzt geschickt. Robert verzögerte seine Abreise um einige Tage: Alles im Hause war erschreckt und bekümmert, und Niemand wußte, welche Veranlassung diesem Unfalle zum Grunde lag. Zufällig vernahm man, daß die Baronin plötzlich abgereiset und die Villa leer und verschlossen stehe. Welch ein Kummer, Welch ein Schmerz war über das sonst so glückliche stille Pfarrhaus gekommen.

Zweiter Abschnitt.



I,

Nicht Jahre waren nach den eben erzählten Begebenheiten vergangen. In einem Gasthose in Brüssel saß noch spät ein junger Mann wach, und betrachtete aufmerksam ein kostbares Kupferwerk, das vor ihm aufgeschlagen lag. Dieses Werk war erst kürzlich erschienen und enthielt das Ergebnis der Studien und der Reisen eines berühmten Gelehrten, dessen Genie die Naturwissenschaft und die ärztlichen Disciplinen bereicherte. Wir wollen dem Leser nicht länger vorenthalten, daß der junge Mann, der sich im Genusse dieses gelehrten Schazes vertiefte, Niemand anders war als Robert Soling, den wir in den ersten Blättern dieser Erzählung als Freund Wilhelms haben auftreten sehen. Er hatte unterdessen eine ehrenwerthe Stellung als

praktischer Arzt in seiner Heimath erlangt, und befand sich jetzt auf einer wissenschaftlichen Reise, die ihm zugleich Kunst- und Lebensgenuß mancherlei Art zuführen sollte, denn Robert war ein Lebemann, eine tüchtige Natur, die alle Dinge, Arbeit wie Vergnügen, kräftig anfaßte und mit lebendigem Genußvermögen festhielt. Seine Ehe war ihm das geworden, was er von ihr gehofft und gewünscht hatte. Das wohlerzogene Bürgermädchen hatte gerade so viel Empfänglichkeit für die edlern und feineren Genüsse unsrer civilisirten Existenz als ein Mann, wie Robert, es bei dem Weibe, das sich entschlossen hatte einen Lebensweg mit ihm zu gehen, verlangte. Etwas mehr und er hätte sie um keinen Preis der Welt gewählt, denn so ehrenhaft er über die Bestimmung der Frauen dachte, so freigebig er war, dem Geschlechte Genüsse und Freuden aller Art zuzusprechen, so karg war er, wenn Rechte beansprucht wurden. Er war Despot; er wollte herrschen — der Gedanke war ihm unerträglich, daß irgend einmal ein gesellschaftlicher Vertrag zu Stande käme, in Folge dessen die Männer gezwungen würden, das, was sie bis jetzt freiwillig gegeben hatten und was die Bessern von ihnen stets frei-

willig zu geben entschlossen waren, von den Frauen gleichsam mit gewaffneter Hand sollte erzwungen und in die Paragraphen eines Gesetzcodex gebracht werden. Alsdann, so behauptete er laut, würde ich nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als mich zum Rabulisten und Rechtsverdreher auszubilden, um recht systematisch und ohne daß man mir nach dem Buchstaben des Gesetzes etwas anhaben könnte, ein schlechter Ehemann und ein nichtswürdiger gewissenloser Vater zu sein. Die Weiber sind uns einmal übergeben auf Gnade und Ungnade, wollen sie es anders haben und wollen sie mit Gesetzen trocken und prunken, dann wollen wir ihnen zeigen, daß wir es sind, die die Gesetze machen. Eine Frau thut immer am besten, sich so lange es irgend geht, einem schlimmen Manne zu fügen, denn ist sie vernünftig, so muß sie sich die Sache so denken, daß sie sich nicht diesem einzelnen Individuum, sondern dem ganzen männlichen Geschlechte fügt und darin liegt nichts Entehrendes und Demüthigendes; denn du lieber Himmel — man muß denn doch anerkennen, daß der Mann über dem Weibe steht! Es wäre die lächerlichste Thorheit und zeigte von gänzlicher Unkenntniß aller menschlichen Dinge, wenn man

die Geschlechter sich völlig gleich stellte. Wir dafür haben die größere Verantwortung und wenn wir ein Weib unglücklich machen, so sind wir doppelt und dreifach strafbar, abgesehen, daß wir zugleich doppelt und dreifach unglücklich sind, denn wie jammervoll muß es dem elenden Manne zu Muth sein, der dem Vertrauen des Weibes nicht zu entsprechen vermag, der beschämt eingestehen muß, daß die Frau, die sich ihm zu eigen gegeben, keinen Halt und keine Stütze an ihm hat. Eine Kugel vor den Kopf, wenn ich dies Bewußtsein hätte — aber ich würde erst recht niederträchtig werden und würde mein ganzes Leben lang auf Kniffe und Pfiffe sinnen, wie ich miserable Streiche ausführen könnte, wenn ich ein gerichtlich verklaufulirtes, sogenanntes emanzipirtes Weib vor mir hätte.

Mit dieser Denkungsart war Robert, der junge Arzt — manche unsrer Leserinnen werden vielleicht ungläubig lächeln — ein sehr guter Ehemann und wurde von seiner hübschen, kleinen, immer heitern und immer lebhaften, rührigen Frau auf den Händen getragen. Sie hatte die häuslichen diplomatischen Verhandlungen so glücklich geleitet, daß der alte Schlossermeister die Summe

hergab, die Robert zu seinen Bildungsreisen nöthig hatte, freilich wurde abgemacht und Robert ließ hier nicht nach, daß ein Theil des künftigen Einkommens des Arztes gerichtlich zur Deckung dieser Schuld verschrieben wurde. Und das junge Paar entschloß sich, sehr sparsam zu leben und viele Genüsse, zu denen die Jugend auffordert, sich zu versagen.

Wir haben Robert bei seinem wissenschaftlichen Buche verlassen, wir wollen wieder zu ihm zurückkehren. Er erhob sich aus seiner gebückten Stellung mit gerötheten Wangen und leuchtenden Blicken, und indem er sich im Stuhl zurücklehnte, sagte er mit einem kleinlauten Tone: Wir werden noch manches Jahr zu arbeiten haben, ehe wir die Menschheit mit einem Werke, wie dieses ist, werden beschenken können. In der That, wir glauben kaum, daß wir irgend einmal zu diesem Ziele gelangen werden, und die Menschheit — er hielt hier inne und lauschte auf die Treppe hin, zugleich sah er nach der Uhr; als Alles still blieb, setzte er seine lautwerdenden Gedanken fort, indem er sich das rundliche Kinn strich und über die großen farbigen Kupfertafeln hinwegsah, murmelte er in demselben Tone: denn kommen erst die zahlreichen Krankenbesuche, hält

mein Wagen mit den zwei Braunen — hm, werde ich denn jemals einen Wagen haben, und wenn ich einen solchen einmal besitze, werde ich dann nicht besser thun, ein paar Füchse — Marie liebt die Füchse, was mich betrifft, ich liebe nur die Goldfüchse im Beutel — werde ich nicht besser thun, ein paar Füchse mir zu kaufen, und zwar von dem alten kranken Stallmeister des Prinzen, der mir dann zugleich die Pragis beim Prinzen verschaffen kann. Natürlich taugen die Pferde nichts, und ich bezahle sie haar und königlich. Hm — hm — ja, ja, so kann's, so soll es sein. Allein die Polster im Wagen? von welcher Farbe? Gelb? — Marie liebt das Dunkelviolet; ich habe von Kindheit auf immer gelb geliebt. Es ist dies sonderbar; allein ich glaube, es kommt daher, weil in dem Zimmer, in dem ich das Licht der Welt erblickte — so hat mich wenigstens meine Amme versichert, die gute Frau starb im Delirium tremens, weil sie das Trinken nicht lassen wollte — gelbe Vorhänge sich befanden. Doch ich komme zu meinem ersten Gedanken zurück — wenn erst die zahlreichen Krankenbesuche kommen, dann findet sich die Zeit nicht, wissenschaftlich mit der Zeit fortzugehen und interessante Forschungen zu machen.

Wie glücklich sind die vornehmen Müßiggänger unter meinen Herren Collegen, die das können. Unser Einer ist an das Krankenbette geschmiedet.

Während der junge Arzt auf diese Weise, nicht unähnlich dem Milchmädchen in der Fabel kostbare Luftschlösser auf dem Boden künftiger Reichthümer baute, vergaß er dabei nicht, immer von Zeit zu Zeit nach dem Borsaal hin zu lauschen. Eben schlug die Uhr elf und jetzt ließ sich ein langsam sich nähernder Tritt hören. Robert schraubte die Lampe höher, rückte den Polsterstuhl heran und sagte: Wie er zögernd daherschreitet und wie sprang er früher! Sollte es wirklich mit seiner Lunge nicht ganz richtig sein? Er behauptet es, allein ich glaub es nicht. Um, jetzt erst ist er bei der Thüre angelangt, sollte man nicht glauben, ich wohnte im sechsten Stockwerk, da ich doch nur im fünften wohne, ganz anständig, wie Jedermann mir sagen wird. Ich soll wohl seiner Lunge zu gefallen mich ruiniren und im ersten Stock ein prachtvolles, übertheures Zimmer nehmen.

Wilhelm trat ein. Er trug noch sein glänzendes Hoffleid, darüber einen Mantel geworfen; sein Diener erschien, um ihm diesen abzunehmen,

doch der Herr litt es nicht und zu Robert gewendet sagte er: Erlaube, daß ich ihn anbehalte, es ist etwas frostig bei dir.

Thu ganz, wie dir beliebt, war die Antwort, aber bei Seite murmelte der junge Arzt: es gab eine Zeit, wo er ganz gut im völlig ungeheizten Zimmer aushielt.

Was sagst du da? sagte der späte Gast.

Nichts. Schick nur deinen Diener weg. Ich habe Thee für dich warm gestellt. Wir wollen unsre Cigarren anzünden und Eins plaudern.

Ich rauche nicht.

Wie? und seit wann nicht?

Seit — seit — ja seit ich meine letzte Flasche trank und meinen letzten Louisd'or auf die Karte setzte.

Ah — ja! du hattest eine höchst unmoralische Zeit, eine wahrhaft lasterhafte Periode! bemerkte der junge Arzt. Wir hatten Alle unsern Schreck davon.

Wilhelm nickte mit dem Kopfe. Robert sah den Freund näher an und gab sein Wohlgefallen an dessen Aeußern zu erkennen. Du siehst elegant und vornehm aus — hub er an; und ich muß deine Art dich zu kleiden loben. Ich habe viele

Menschen gefannt, die stets in den Salons lebten und es doch nicht so weg hatten, wie du, ihr Aeußerliches in so gefälliges Licht zu bringen. Du hast deine rothen Wangen verloren, es ist wahr, aber zu deinem bleichen Gesichte — ich sage nicht krankhaft bleich! o bewahre — das ist eine ganz andre Farbe — paßt das goldbräunliche Haar mit seinem leichten Gelock viel besser; dann schlägst du deine Augen nicht mehr recht lebhaft auf, der Himmel weiß, warum du es nicht thuest, allein die niedersinkenden Lider füllen das Blau, das sonst etwas gar zu blühend war, mit duftigen und durchsichtigen tiefen Schatten. Die Iris deines Auges, ist wie das Götterkind, nach dem sie heißt, auf ihren Vortheil bedacht und zeigt ihre Farben am schönsten im feuchten Dunkel. Und dann deine Haltung, die gefällt mir, weil sie so ungezwungen ist, auch ist es mir ganz lieb, daß du von Zeit zu Zeit die eine Hand in die Weste steckst, so bringst du Ruhe in deine Stellung. Ja, ja, lächle nur, so wie du da sitzt, die eine Hälfte der Stirn und der Wange in tiefe Schatten gesenkt und nun mit der andern frisch an dem blühenden Lichte, wie dein Blick zugleich sanft und tief auf mir ruht, etwas

Sternberg, Wilhelm. I. 7

gebeugt, die Hand im Busen, dann die blitzende Goldkante an dem Rocke, der aus der Sammetfülle des Mantels hervorglänzt, der schimmernde Battist der Halsbinde und der Krause — so — so gefällst du mir! — Ich kann nicht anders — du gefällst mir.

Es ist mir schon ganz recht, sagte Wilhelm; doch hab ich nicht gewußt, daß du solch einen Blick für das Aeußerliche besitzest.

Für die Personen, die ich liebe, hab ich in allen Dingen ein scharfes Auge; erwiederte der Arzt. Und dann, wir Aerzte, müssen das Aeußere, das wir sehen, beobachten, um daraus auf das Innere, das wir nicht sehen, zu schließen.

So siehst du auch wohl, daß ich krank bin — hub Wilhelm wieder an, und daß es mit mir zu Ende geht.

Narrheit! Ich habe dir schon gesagt, daß ich nichts dergleichen sehe.

Grund dazu wäre hinreichend vorhanden, sagte Wilhelm nachdenklich. Meine wild durchschwärmten Nächte, das Spiel oft vierzehn Tage lang hintereinander, wo ich das Bett nie suchte — die Aufregung —

Sprich lieber die Aufreizung! rief der Arzt lebhaft, denn du warst wie ein Wahnsinniger hinter deinem eignen Leib her. Allein, Gott lob, es ist ohne Schaden vorübergegangen und jetzt lebst du vernünftig — nicht wahr, sehr vernünftig, dies beweist schon, daß du um eils Uhr die Gesellschaft verlassen und den Ball gar nicht abgewartet hast, ein Ball, wo die ganze schöne und vornehme Welt dieser luxuriösen Stadt sich versammelt hat.

Wilhelm seufzte: Sage lieber, ich lebe gar nicht — ich vegetire.

Erlaube! rief der junge Arzt heftig — dergleichen Rede höre ich nur mit Widerwillen. Wenn du eine heftische Dame wärest, so müßte ich freilich geduldig dastehen und mit heimlichem Grimm im Herzen laut in deine Klagen einstimmen; aber ich ersuche dich daran zu denken, daß wir beide Männer sind und dazu Freunde. Du vegetirst nicht, sondern du arbeitest tüchtig und füllst deine Stellung, zu der dich die große und wohlbegründete Gönnerschaft und Freundschaft deines Ministers berufen hat, ganz gut aus. Schäme dich — mit dreißig Jahren Gesandtschaftssekretair hier an dem Heerd der Geschäfte — und das soll vegetiren heißen! Ich bitte dich, halte mich nicht zum

Narren. Ich kann Spaß verstehen, dies geht mir aber über den Spaß.

Wilhelm blickte auf und sah den Freund, wie er zornig hantierte und die Bücher bei Seite schob, das Schächtelchen mit Cigarren wüthend zuklappte und mit der großen Papierscheere gegen die Sandbüchse manövrirte.

Nein — nein! rief er. Damit soll man mir nicht kommen, so etwas liebe ich nicht! Vegetiren! vegetiren! man muß ein Arzt sein, um zu wissen, was das heißt: vegetiren! Und nun glaubt der Mensch, er vegetirte! Damit du so weit kommst, gehört, daß erstlich deine Abdominal-Nerven völlig zerstört und an ihren Functionen gehindert sind, alsdann —

Wilhelm seufzte, sah nach der Uhr und sagte sich erhebend: So will ich denn nach Hause.

Robert kam mit dem Thee herbei: Ich laß dich nicht fort. Arztliche Diskurse sind, wie ich sehe, nicht deine Sache. Gut, ich will schweigen; wir wollen von etwas Anderm sprechen. Oder noch besser, wir gehen noch miteinander aus und besuchen ein Lokal, wo man zu Abend speißt und Gesellschaft findet. Allein zu Hause sitzen und

deinen Grillen nachhängen lasse ich dich nicht.
Wozu wäre ich denn in Brüssel?

Gut, gut — so laß uns zusammen bleiben.

Du sagst das mit einer sehr elegischen Miene.
Ganz anders klang's, wenn Einer von uns diese
Worte sprach in jenen Tagen unsrer fröhlichen
Ausgelassenheit.

Sie sind für uns beide vorüber.

Ja, weiß Gott! auch für mich. — Der junge
Arzt goß den Thee ein und reichte die Tasse dem
Freunde; als dieser den Trank an die Lippen
führte, beobachtete ihn Jener scharf und dachte bei
sich: Es hilft nichts; er wird mir sagen, es sei
unzart, ihn daran zu mahnen, oder er sagt: du
berührst mich empfindlich — oder was sonst die
Redensarten in diesem Falle sind; doch ein red-
licher Arzt muß darauf nicht achten, der Kranke
will doch, daß mit ihm von dem Gegenstande ge-
sprochen werde, der ihn einzig beschäftigt, und
jene Redensarten wollen eigentlich nur sagen: nur
weiter im Text! — Ausführlicher gefragt, wenn
ich bitten darf — o ich habe noch mancherlei auf
dem Herzen, von dem Sie nichts ahnen. Also
frischweg gefragt. Und Robert stemmte seine bei-
den Arme auf die Knie, bückte sich weit über und

fragte mit einem äußerst freundlichen und sorgsam spähenden Gesichte: Aber sag mir, mein Lieber, wie war es denn eigentlich mit deiner Heirath?

Da fassst du Dinge auf, die mich sehr unsanft berühren, guter Robert.

Es thut mir unendlich leid; allein bedenke, daß ich eigentlich noch immer nichts weiß, als was die Basen und Ruhmen in unsern Familien geschwagt haben; das darf doch eigentlich nicht sein bei dem Verhältniß, in dem wir zu einander stehen. Du weißt an jenem Tage, wo du uns so plötzlich krank wurdest —

O Gott!

Erhielt ich eine Aufforderung schnell in die Stadt zu kommen, wo man meiner Hülfe bedurfte. Ich reiste ab und ließ meine junge Frau und dich im Stich. Später hörte ich, wie du recht ernstlich krank geworden, und als ich an dein Bette kam, lagst du im Fieber. Es wurde mir, als es mit dir später besser ging, förmlich verboten, von den vorgefallenen Dingen mit dir zu sprechen. Die Zeit darauf trennte uns, und es schien mir nicht gerathen in Briefen, die ich überhaupt nicht gerne schreibe, mich mit dir über diese Dinge zu besprechen. So ist es denn gekommen, daß ich

eigentlich nichts weiß. Jetzt glaub ich, ist's an der Zeit, daß man dich, ohne dich zu sehr zu alteriren, nach den Besonderheiten dieser cause célèbre fragen darf; denn endlich einmal wirst du die Sache doch halb und halb vergessen.

Wilhelm schüttelte das Haupt. Vergessen? wiederholte er. Ich sehe wohl, du willst meinen unglückseligen Zustand nicht so erfassen, wie er erfaßt werden muß. Laß uns davon also nicht sprechen.

Du bist vermählt, fragte der Arzt, ohne auf die abweichende Aeußerung zu achten.

Wilhelm neigte das Haupt.

Und läßt sich diese Ehe nicht trennen?

Nein.

Seltsam.

Eine Pause verging, während welcher beide Freunde stumm bei einander saßen. Es war eine peinliche Stille, die der junge Arzt lebhafter fühlte, als sein Freund sie zu fühlen schien, der in Träumereien versenkt, es wenig beachtete, daß kein Wort mehr gewechselt wurde.

Ich sage nochmals, seltsam! hub Robert wieder an. Eine Frau zu haben, die man nicht kennt, die man nicht wiederseht, von der man

nichts hört. Es ist, als wenn ein gesunder, kräftiger Mensch mit einem Gespenste vermählt wäre.

Wilhelm zuckte zusammen und Robert, auf jede seiner Mienen aufmerksam, fühlte, daß er im Begriff stand, die Herzensangelegenheit seines Freundes in jenem cordialen Tone zu behandeln, wie in den Jahren der Ausgelassenheit der lustige Bruder zu dem lustigen Bruder sprach. So geht es nicht, murmelte er für sich — allerdings, so geht es nicht. Wir wollen sehen, ob wir eine andere Manier auftreiben können. Mein alter Colleague und Lehrer, bei dem ich die Vorlesung über die unheilbaren Krankheiten hörte, hat vollkommen recht, wenn er behauptet, die Menschen werden immer reizbarer, immer schwieriger zu behandeln. Es ist eine Kunst mit einem ganz gewöhnlichen Schnupfen fertig zu werden, weil der Patient sich sogleich für gehirnkranke oder mit einem Nervenfieber befaßt hält. Er nahm nach diesem Selbstgespräch des Freundes Hand und sagte mit einem fast einschmeichelnd sanften Tone: Du solltest mir doch erzählen, wie es bei deiner Trauung hergegangen und was kurz darauf erfolgte, in der That, ich weiß hierüber nichts. Siehst du lieber

einzigster Freund, ich weiß nichts. Das ist ein verwünscht ungelegener Zustand für Einen meinesgleichen.

Wilhelm hatte sich zurückgelehnt und die Hand vor die Augen gepreßt. Was willst du denn wissen? fragte er.

Wer deine Frau ist, was sie ist?

Weiß ich das selbst? Ein himmlisches, gütiges Geschöpf ist sie, das aus einer bessern Welt herniederkam, um einem armen Jungen seine Jugend schön und blühend zu machen. O, ich war so glücklich!

Gut; allein als ein himmlisches Geschöpf aus einer andern Welt hat sie sich doch hoffentlich nicht in das Kirchenbuch eintragen lassen? Ich meine, unter welchem Namen wurde sie die deine?

Lucie, Baronesse von Sarau.

So besinne ich mich, hieß sie auch in der Gegend. Und kein Papier hat sie dir übergeben? nichts, was ihre Person, ihre Stellung legitimirte?

Ich habe wenig danach gefragt. Bedenke, daß ich zwei und zwanzig Jahr alt war und den Himmel in meiner Brust trug. Aufrichtig gestanden, ich hatte nie den Gedanken gefaßt, daß ich

ſie zur Heirath mit mir würde bewegen können: es wäre zu vermessen geweſen. Da ſie nun ſelbſt kam und mir ihre Hand reichte, erfaßte ich dieſe wie der Gläubige die ſichtbar gewordene Gottheit ergreift. Mein ganzes Weſen war Entzücken und Dankbarkeit. Wie, in aller Welt, konnte ich da prüfen und nach allerlei irdiſchen Dingen mich umſehen.

Gleichwohl ſiehſt du jetzt, daß es doch nöthig geweſen wäre, daß du dich nach dieſen Dingen umgeſehen. Doch fahre fort: ſie übergab dir keine Papiere?

Wilhelm ſprach mit leiſer, zitternder Stimme: Am Morgen jenes unglücklichen glücklichen Tages, der ſie mir gab und wieder nahm, rief ſie mich in ihr Kabinet und ich fand ſie dort mit einem verſiegelten Schreiben in der Hand. Unmuthig, wie ſie immer war, und mit erhöhter Freundlichkeit, weil ſie fürchtete durch das, was ſie mir zu ſagen hatte, mir wehe zu thun, wies ſie auf das Papier hin und ſagte: Hier, lieber Freund, iſt, was ich Ihnen mitbringe. Ich komme nicht arm, nicht hülflos zu Ihnen. Was ich beſitze, iſt von dieſer Stunde an auch Ihr Eigenthum. Dieſe Papiere bekräftigen dieſ; doch verſprechen Sie mir,

ſie nicht früher zu öffnen, als bis ein dringendes Motiv Sie dazu treibt, nemlich wo Ihre oder meine Sicherheit es erforderlich macht, daß Sie, um thätig zu handeln, von jedem uns betreffenden Umſtande unterrichtet ſind. In dieſen Papieren iſt Aufſchluß über meine frühern Schickſale gegeben und zugleich ſind die Gründe angegeben, warum ich es für nöthig achtete, einen geheimnißvollen Schleier über manches, mich Betreffende zu ziehen. Da Sie mein Gemahl ſind, theurer Freund, ſo hab ich kein Recht Ihnen alle dieſe Bekenntniſſe und Schriften vorzuenthalten, allein zu unſerer Beider Glück laſſen Sie uns den ſchönen Traum, den wir hier geträumt, ſo lange noch weiter träumen, als es die rauhe Wirklichkeit erlauben wird. Dies war wie aus meiner Seele geſprochen und ich rief, indem ich die ſchöne Frau mit Heftigkeit an mein Herz preßte: Nehmen Sie, Lucie, nehmen Sie Ihre Papiere zurück; es iſt mir, als wenn man einen Stein in den Kelch einer Blume würfe, die unwillkommene Laſt ſchlägt das zarte Blumenhaus nieder. So iſt's auch mit dieſen Geheimniſſen und Dokumenten! Was ſoll's? Sollen wir ſelbſt die Hand anlegen, um den ſchimmernden Kelch unſerer Liebesblume ſo tödtlich zu

beschweren? Nein, nein! Sie haben mir gesagt, daß Vertrauen das festeste und sicherste Band sei, um unsre Herzen zu vereinen; wollen Sie jetzt, daß ich die Probe so schlimm bestehe und sogleich mit Mißtrauen anfangen.

Es ist kein Beweis Ihres Mißtrauens, mein Theurer, sagte sie sanft, wenn Sie diese Schriften in Ihre Verwahrung nehmen; es ist damit nur einem weltlichen Gesetze genügt. Was unsre Seelen und Herzen betrifft — dem Himmel sei Dank — so brauchen wir keiner Erklärungen, Deutungen, Vermächtnisse —

O sie war so himmlisch schön, wie sie das sagte! —

Also du nahmst das Papier nicht? fragte der Arzt.

Ich nahm es; weil sie mit Bitten durchaus nicht nachließ.

Ah — ah! und wo ist es? Wir wollen es öffnen — Gleich —

Höre weiter. In jener Nacht, wo ich mich von ihr trennte, fragte sie mich noch, ob ich auch die übergebenen Schriften bei mir habe. Ich bejahte es. Ein Zug von froher Beruhigung schien über ihr Antlitz zu gleiten. Ach, ich habe dieses

Antlitz, dieses Auge voll Milde, Güte und Geist nie wieder gesehen. Als ich den Morgen darauf kam, fand ich ihr Zimmer leer. Sophie, ihr Kammermädchen erwartete mich. Mit einem Gesichte, in welchem ganz deutlich Hohn und Schadenfreude ausgeprägt war — ich habe dieses mir widerwärtige Geschöpf, das oft eine lächerliche Copie der großen und würdigen Eigenschaft ihrer Gebieterin war — nie leiden mögen. Sie erhob sich bei meinem Eintritt mit einer gewissen Prätension von Grazie und Anstand und sagte, mir ein Billetchen hinhaltend: die Frau Herzogin ist abgereiset.

Herzogin? fragte Robert.

Wilhelm fuhr fort: Mir fiel es damals nicht auf, weil die Nachricht selbst mich wie ein Donnerschlag rührte. Taumelnd und fast schon ohne Besinnung fragte ich: Abgereiset? — Unmöglich! Wohin?

Statt der Antwort gab sie mir das Billet. Ich öffnete und fand von ihrer Hand die wenigen Worte geschrieben: Vertrauen — Wilhelm — Vertrauen! Bald hoffe ich, sehen wir uns wieder.

Bald! ein schönes bald! Acht volle Jahre!

Wilhelm seufzte tief auf und sein auf eine beängstigende Weise erbleichendes Antlitz in die

Hand bergend, sagte er leise: Das Uebrige wißt ihr. Mir sagte ein Dämon in meinem armen qualgepreßten Herzen: du wirst sie nie wiedersehen! Ich ertrug die Pein nicht, der Boden wich unter meinen Füßen, ich wollte rasch vorwärts eilen, die Gebüsche am Wege schienen mich aufhalten zu wollen, die Geister des Sees, die mich in glücklichen Nächten über seine Fläche hatten gleiten sehen, erhoben jetzt ihre dräuenden Häupter. Schaam, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Pein trieben und drängten in meinem Busen, in den bebenden Nerven meines Gehirns. Ich weiß nur noch, daß ich einen Schritt gegen das Wasser zu machte, da schwebte mir das Bild meiner Mutter vor, ich wich zurück und sank in Ohnmacht.

Armer Freund! der junge Arzt beschäftigte sich, ein Zeichen, das aus dem Kupferbuche, in welchem er gelesen, gefallen war, wieder an seine Stelle zu bringen; er that dies, um seine Erschütterung zu verbergen, er fing sogar an ein kleines Lied zu summen — alles nur, um sich nicht auf einem unmännlichen Gefühlsmerkmal — wie er fürchtete — ertappen zu lassen. Allein Wilhelm, ganz in seine Bekümmernisse und in die Sorgen vergangener Jahre versenkt, von dem einst so gelieb-

ten Bilde erfüllt, war wenig geeignet, die Verlegenheit zu bemerken, in die sein Freund sich verwickelte, indem er etwas zu verbergen trachtete, was er doch nicht verbergen konnte, zur Ehre seines Herzens.

Aber die Papiere! rief Robert jetzt eifrig. Die Papiere?

Unmöglich war es mir, diese jetzt zu öffnen. Ich hätte mich selbst hassen, auf ewig verabscheuen mögen, wenn ich es vermocht. Nein, diese unseligen Papiere brannten in meiner Hand, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich sie gegen einen Empfangschein in die Hände ihres Sekretairs und beauftragten Geschäftsführers niedergelegt hatte, der es übernahm, sie ihr wieder zuzustellen.

Robert sprang auf und lief im Zimmer umher. Er sagte nichts, allein er blieb vor einem Bücherschrank stehen, machte gegen eine neue Ausgabe des Plutarch eine drohende Bewegung, ballte die Fäuste und rang dann die Hände. Alles dies aber galt nicht dem Plutarch, wie man hätte glauben sollen, sondern dem weit hinter ihm sitzenden Wilhelm. Nach diesem kleinen Intermezzo kam der Doktor wieder auf seinen Platz zurück und fragte mit einer Stimme, ähnlich der mit der Cä-

far seine Mörder anredete: Willst du noch Thee? Wilhelm antwortete nicht, und der Doktor brach in ein fränkhaft klingendes Gelächter aus.

Was ist dir? fragte Wilhelm erstaunt aufsehend.

Nichts — sicherte und freischte der Arzt immer weiter — die Papiere, die Papiere! Es ist zum Rasendwerden, daß wir die nicht mehr haben. Nun ist sie auf und davon, und das einzige Mittel, sie zu finden — giebt der — der Mensch — selbst aus der Hand. Oh — das — das ist — groß!

Du verstehst mich nicht — bemerkte Wilhelm kalt. Ich hatte ihr gesagt, daß ich ihr vertraute. Das letzte Wort betonte er so scharf, daß es dem jungen Arzte fast wie eine Herausforderung klang. Bist du nicht thöricht, mich noch weiter zu fragen, warum ich so handelte?

Der Arzt nahm sich zusammen und sagte mit einem festen Ton: Ja, ich bin thöricht, dich noch zu fragen; denn was kann in dem versiegelten Couvert enthalten gewesen sein? Vielleicht Wäscherrechnungen oder sonstige Papierschnitzel — vielleicht gar die Zeitung, die im Orte gehalten wurde, oder der Preiscourant-Zettel des nächsten Gasthofes.

Wilhelm erhob sich und schritt leichenblaß auf den Sprechenden zu; dieser hielt ihm jedoch ruhig Stand. Es ist genug mit meiner Zarthheit! schrie er. Das Weib hat dich betrogen — betrogen — betrogen! Das ist unser Aller Meinung, daß du's nur weißt, und nun magst du mich auf Pistolen oder Säbel fordern. Du weißt, ich führe beide Waffen, und nicht schlecht, wie man behauptet.

Die Aufregung, die der sonst so ruhige Freund zeigte, brachte auf Wilhelm eine eigenthümliche und nicht vorhergesehene Wirkung hervor; sie stimmte ihn milde und nachgebend. Er nahm des Freundes Hand, die in der seinen zitterte, und sagte mit einem ungewohnten sanften Tone der Stimme: Laß uns von diesem Gegenstande abbrechen. Hast du Nachrichten von deiner Frau, deinen Kindern?

Der junge Arzt wiederholte zerstreut: Von meiner Frau, von meinen Kindern? Um — ja so. D ich habe Nachrichten. Er zog die Uhr hervor und setzte hinzu: Sie hat mir geschrieben, daß es schon zwölf Uhr vorüber sei. Ei wie spät! —

Wilhelm lächelte und Robert sagte verdrüsslich: Unser Gespräch hat mir den Kopf warm gemacht. Verzeih, was hab ich da gesagt?

Nichts; du hast gesagt, daß es spät und Zeit für uns Beide sei zu Bette zu gehn. Morgen hole ich dich ab, um die Darstellung der Phädra mit anzusehen. Du weißt, wir haben uns dazu verabredet; die berühmte Schauspielerin aus Paris giebt die Titelrolle.

Ich werde dich erwarten.

Leb wohl!

Gute Nacht!

Als er fort war, warf sich Robert in den Stuhl und rief: Dieser Mensch geht verloren! — wir werden ihn nicht retten können! Das ist zum Verzweifeln.

II.

Das Theater war gedrängt voll, kaum gelang es den Freunden noch einen leidlich guten Platz zu gewinnen. Das Spiel hatte schon begonnen, als sie hereinkamen; während der ersten Scenen war das Publikum zerstreut und lärmend, es trat eine feierliche Stille ein, als man das Erscheinen der großen tragischen Künstlerin gewärtig war. Endlich trat sie hervor, und ein Sturm des Beifalls begrüßte die hohe, fast hagere Gestalt, die in ihre antiken Drapperien gehüllt fast wie eine in ihre nassen Byssusgewänder gewickelte lebendig gewordene Mumie anzusehen war. Eben so starr und so unbeweglich war das lange, schmale Antlitz mit der weitvortretenden Stirn, die ein einfacher Goldreif als Diadem umspannte. Mit langsamen

Schritten, kaum merkbar vorschreitend, glitt diese unheimliche Erscheinung immer näher zu den Lampen heran, bis sie endlich dicht davor stand, und zwei dunkle brennende Augen aus dem einem Todtenschädel ähnlichen Kopfe auf die wildbewegte Versammlung richtete. Es mochten wohl mehrere Sekunden vergehen, daß sie immer noch so stand, dann plötzlich riß ein magrer Arm die aneinander klebenden Gewänder auseinander und eine eckige und wilde Pantomime gab von dem leidenschaftlichen Leben Zeugniß, das im Innern dieses erstarrten Körpers wüthete. Man konnte nicht behaupten, daß diese Phädra ein schönes Weib war, sie war nicht einmal ein Weib, sie war eine dämonische Erscheinung, ein von Höllenthem durchgeistigter Automat, ein von dunklem Feuer durchglühter Schatten, der über eine dunkle Wand hingleitete, Schrecken und Bewunderung erregend. Neben dieser Phädra erschien Theseus wie ein gewöhnlicher irdischer Familienvater, von dem man nicht begriff, daß er je den Muth gehabt, sich in die Nähe eines solchen Wesens zu wagen; die Art, wie sie mit ihm sprach, wie sie auf seine Vorwürfe erwiederte, war auch völlig die Weise, die ein Geist des Himmels oder der Hölle annehmen

würde, der es mit einem etwas albernen Sterblichen zu thun hätte. Man sah es ihr an, mit einem Griff ihrer Hand konnte sie seine Form zerbröckeln, sie schaute ihn aber an, weil sie Jemand haben mußte, dem sie in unerhörtem Hohn die zwei Reihen glänzend weißer schimmernder Zähne zeigen, oder über den sie eine jener teuflisch impertinenten Miene machen konnte, die zuweilen wie grelle Blitze den tropischen schwarzen Gewitterhimmel ihrer Leidenschaft durchbrachen. Auch Hippolyt hatte es schwer, neben dieser Phädra noch irgend zu bestehen, aber der junge Schauspieler, der die Rolle gab, besaß Ehrgefühl, und dieses kam seinem nicht ungewöhnlichen Talente und seiner blühend jugendlichen Erscheinung zu Hülfe und ließ ihn der furienhaften Liebe dieser entsetzlichen Stiefmutter mit einer unerhörten Energie des Stolzes und der Erbitterung entgegentreten. Es war ein Concert dämonischer Liebe, in welchem die Accorde wie Feuerflammen durch einander wallten, und ein mitternächtlicher Sturm, aus irgend einem klaffenden Spalt des Abgrunds emporbrausend, die Kelche der Blutrosen und Feuerlilien, die hier wogten, gegen einander warf. Wie eine Hyäne warf sie sich über die schöne Jugend des

widerspenstigen Knaben, und wahrhaft blutlechend waren ihre Worte, als sie ihn um den Kuß bitet; dann, als er versagend ausweicht, ruft sie mit einem Schrei: Gieb mir dein Schwert, da du den Arm nicht willst! In diesen Worten ist furchtbar befehlende Majestät und Hippolyt hat, wenn er gut spielen will, nichts zu thun, als schein zusammenzuschrecken, wie jeder Sterbliche, wenn Stimmen aus dem Himmel oder aus der Tiefe zu ihm reden. Gleich drauf bricht sie zusammen. Die Schwingungen des ungeheuren Sturmes in ihrem Innern tönen langsam und in vibrirenden Muskeln aus, immer kälter, immer starrer wird die Oberfläche, nur hie und da läuft ein nervöses Frösteln darüber hin, dann verschwindet auch dies, und die in ihre Mastixschleier gewickelte Mumie steht wieder da. Diese Wandlung von Feuer, Glut, Bewegung und Kampf in Marmor und Leichenstarrheit ist zum Entsetzen für den Zuschauer, der das Alles ansehen muß, ohne einen Laut von sich geben zu dürfen, denn die tiefste Stille begleitet die mystische Operation dort oben vor den Lampen. Man muß gestehen, daß dies nicht spielen heißt, es ist ein in Effecten Rasen, ein Herausbeschwören einer fremden unbekanntem und un-

geahneten Welt, mit deren Schrecken wir nur in Fieberträumen hier und da eine annähernde Bekanntschaft gemacht. Aber nichts desto weniger empfand das ganze gefüllte Haus doch eine Empfindung von Größe und Aebetung, wie sie kein andres Spiel auf diesen Brettern je hatte hervorbringen können. Die Stimme des Verstands rief: Dies ist Unnatur! Die Stimme der Poesie flüsterte: Hier ist ein Wunder! Kein Auge war naß geworden, die Thräne war auf ihrem Wege vom Herzen bis zum Auge von den Harpyien Schreck und Pein angefaßt und aufgehalten worden, jedes weichere Gefühl ward wie ein schwaches Kind zurückgeschreckt und hinweggedrängt, und doch war in dem ganzen Spiele nur das Thema der Liebe behandelt worden, dieses bekanntlich so thränenreiche und gefühlsüberfließende Thema. Wie konnte man von Liebe sprechen hören und Gespenstergrauen empfinden? Wer erklärte das? Es war unerklärlich. Man mußte es sehen, und dann war man mit im Zauber und mußte mit fort; oder man sah es nicht, und dann lächelte man ungläubig.

Robert in seiner derben, einfachen, gesunden Natur wurde arg geschüttelt von den Gewitterschauern, die von oben niederstürzten, er wußte

nicht, wie ihm geschah; er war eine von den Naturen, über die die Kunst noch unbedingte Herrschaft ausübt, die ihr wie Kinder folgen, um, auf den Knien der Erzählerin gestützt, mit weitoffenen Augen und geöffneten Lippen die schauerlichen Märchen zu hören. Im Leben war Robert nicht aus der Fassung zu bringen, da fühlte er Boden unter sich, da halfen ihm seine gesunden Sinne, sein ehrlicher, offener Verstand, und wenn ihm dieselbe Bhädra als eine Patientin in einem der Krankenzimmer, die er täglich besuchte, überwiesen worden wäre, er hätte nicht einen Augenblick Schrecken oder Bestürzung empfunden, sondern hätte auf das Kaltblütigste die Hülfsmittel seiner Kunst zu Rathe gezogen, allein auf die Bretter wagte er nicht hinan; da erschien ihm Alles seltsam, wundervoll, unantastbar, und dieser Mann, der im Leben, auf den Straßen, die er täglich durchwanderte, nie Poesie fand, nahm sie gläubig aus den Händen selbst der fehlervollsten und mangelhaftesten Kunst an. So saß er denn auch jetzt und starrte unverwandt auf die Bühne und verlor kein Wort, keine Gebehrde, bis der Vorhang fiel. Als eben eine solche Ruhepause eingetreten war, bemerkte er, daß um ihn her ein Gedränge

statt fand, und er hörte, daß man einem Ohnmächtigen zu Hülfe eilte und ihn hinaus schaffte. Hier erwachte sein ärztliches Bewußtsein, er sprang vom Sitz und machte sich Platz, um seinerseits dem Leidenden beizustehn; wie erschraf er, als er in dem wie todt Hinausgetragenen Wilhelm erkannte, den er ganz ruhig neben sich sitzen gewähnt. Man hatte den Freund schon auf den Logengang hinausgebracht, und hier waren ein junger Mann und eine Dame bei ihm zurückgeblieben, da die Andern wieder in den Saal zurückeilten, indem ein neuer Akt begonnen hatte. Als Robert kam, rief ihm der junge Mann zu: Mein Herr, haben Sie die Güte und leisten Sie meiner Schwester bei diesem Kranken Beistand, ich eile, einen Miethswagen zu suchen, um ihn in unsere Wohnung zu bringen, die zum Glück ganz in der Nähe ist.

Robert trat heran und es gelang ihm den völlig Bewußtlosen auf einen der Sitze an der Wand hinzutragen; hier öffnete er ihm die Halsbinde und die Weste. Die junge Dame bot ihr Fläschchen mit flüchtigem Salze an, das der Arzt mit Dank annahm. Mittlerweile kam der Bruder zurück und rief: Jetzt, Franziska, mußt du die edle

Phädra ihrem Schicksale überlassen und für unsern Kranken daheim Thee bereiten! So löst das Trauerspiel des Lebens das der Bühne ab. Und zu Robert gewendet, sagte er: Es ist gut, mein Herr, gehen Sie zurück auf Ihren Platz; wir wollen mit unserm Mann schon selbst fertig werden. Mein Diener ist da, und ich und er tragen ihn in den Wagen. Robert gab sich nun als Freund und Begleiter des Erkrankten zu erkennen. Der junge Mann hörte ihn etwas ungläubig an. Warum haben Sie ihm denn nicht gleich Beistand geleistet, als ihn an Ihrer Seite das Uebel ergriff? Warum haben Sie das Fremden überlassen? Es lag in dieser Frage so viel frische, kecke Offenheit, so viel wahres, ungekünsteltes und lebendiges Mitgefühl mit den Leiden Anderer, daß Robert dem Fragenden über die brüske Manier des Vorwurfs nicht zürnen konnte, vielmehr etwas befangen erwiderte, daß er zu sehr mit den Vorgängen auf der Bühne beschäftigt gewesen, um zu bemerken, was selbst in seiner nächsten Umgebung sich ereignete. Nun wohl, sagte der Fremde mit Freundlichkeit, so werden Sie doch wenigstens sehen wollen, was aus Ihrem Freunde nunmehr wird. Kommen Sie also zu uns. Robert bestand darauf, daß der Kranke zu ihm in

den Gasthof gebracht werde, allein hier mischte sich die junge Dame lebhaft in den Streit, indem sie den Mangel der geeigneten Pflege in einem solchen Hause hervorhob, und so wurde der Erkrankte nur wenige Häuser weiter in eine recht hübsche Parterrewohnung gebracht und hier auf ein Sopha niedergelegt. Er erwachte und Roberts Auge und Hand waren die ersten, die ihn begrüßten. Der Arzt saß an dem Sopha und fühlte den Puls. Das Geschwisterpaar war hinausgegangen, um allerlei Anordnungen zu treffen.

Um Gotteswillen! wo bin ich? Was ist das nur — Ein fremdes Gemach. Wir wollen rasch zurück ins Theater; denn ich besinne mich, daß wir eben dort waren.

Robert erklärte ihm in kurzen Worten, daß ihn im Schauspielhause Unwohlsein erfaßt, und daß dies wahrscheinlich in Folge der daselbst herrschenden Schwüle und des Gedränges statt gefunden.

O nein! nein! rief Wilhelm. Es war etwas Anderes —

So denn das meisterhafte Spiel —

Ich hab nicht auf die Bühne geblickt. Er erhob sich, sah sich scheu im Zimmer um, das

durch eine verdunkelte Lampe nur schwach beleuchtet wurde, faßte krampfhaft die Hand des Freundes und rief ihm ins Ohr: Ich habe sie wieder gesehen.

Sie? Wen?

Gott — kannst du so fragen? Still, wir werden unterbrochen. Wenn du mich lieb hast, so laß dir nichts merken. Und er sank wieder in die Polster zurück, schloß die Augen und Robert ergriff wieder die Hand und tastete an dem Pulse hin.

Das Geschwisterpaar war so eifertig und dienstbeflissen, daß Eins immer die Bemühungen des Andern wieder zu nichte machte. Die Schwester hatte Thee gebraut, der Bruder goß ihn wieder aus, weil er ihn zu schwach fand und nicht die rechte Sorte, die Schwester befahl dem kleinen Diener anderswo hin zu eilen, als wo der Bruder ihn eben hingefendet hatte. Dabei wurde der Kranke recht schlecht bedient, und wenn Robert nicht gewesen wäre, der wieder klar und ruhig und verständig rieth und anordnete, so wäre Wilhelm bei aller anerkennungswerthen Theilnahme dieser zwei lieben Leute doch schlimm daran gewesen, denn es zeigten sich bald die Merkmale eines

ausbrechenden Fiebers, und Sorge und gehörige Behandlung waren in der That hier unumgänglich nöthig. Wilhelm wünschte in seine eigne Wohnung zu gelangen, und Robert gab ihm hierin Recht. Einen Theil des Abends und der Nacht blieb er jedoch noch auf dem Sopha des Herrn Albert, so hieß der junge Mann, der in einem der ersten Comtoirs der großen Handelsstadt angestellt war.

Paul, Paul! rief die junge Dame mit einer leeren Schüssel hervorstürzend.

Was willst du, meine Liebe? fragte der Bruder, ich habe so eben Paul ausgesendet, um den Herrn Doktor Philippsohn herzubitten, der so viel Güte für uns hat und der uns Rath geben kann.

Ah — mein theurer Alfred — ich weiß nicht, ob du daran recht gethan hast; ich habe Paul so nöthig in diesem Augenblick, um etwas aus der Garfüche hier nebenbei für unsern Kranken bringen zu lassen.

Nicht nöthig, mein Engel. Du hörst, der Herr dort ist ein Arzt und muß also doch wissen, daß für diesen Augenblick dem Kranken nichts als

Ruhe nöthig ist. Du kannst demnach deine Schüs-
sel nur wieder forttragen, sie ist unnütz.

Ein Arzt ist der Herr? rief Franziska. Als-
dann war es unnöthig, daß du Paul zu dem
Herrn Philippsohn geschickt hast. Wenn er nun
kommt, was sollen wir mit zwei Ärzten?

Was wir sollen? Wir schicken den weg, der
überflüssig ist. Uebrigens, Franziska, heute bist
du im Recht, und ich muß dir Abbitte thun.
Wenn du nicht immer davon gesprochen hättest,
es sei nicht gut gethan, so nahe am Proscenium
zu sitzen, weil alsdann alle Täuschung verloren
geht, so hätten wir heute nicht Gelegenheit gehabt
eine so interessante Bekanntschaft zu machen.

Siehst du wohl, Alfred? Ein andersmal
folge mir unbedingt.

Die Geschwister reichten sich die Hand, und
sahen sich mit Blicken des zärtlichsten Einverständ-
nisses an. Der kleine Groom Paul kam herein
und meldete, daß der Doktor eben in eine Abend-
gesellschaft gefahren sei und Morgen um die eilfte
Stunde vorsprechen werde.

Wo todt sein kann was jetzt noch lebt, mur-
melte Robert. Der Teufel hole diese vornehmen
Ärzte.

Paul — Paul! hörst du? Geh nun schnell in die Garfüche —

Nein, Paul, du gehst jetzt gleich zu Herrn Bellmare — rief der Bruder, und entschuldigst mich, daß ich heute nicht in die Punschgesellschaft kommen kann. Verstehst du, ich hätte Geschäfte.

Nein, Paul, du gehst —

Aber, liebe Franziska —

Aber, lieber Alfred —

Paul blieb wie zwischen zwei sich abstoßenden Polen gebannt stehen, sperrte Mund und Augen auf und tastete an den unzähligen silbernen Knöpfchen seiner Livree. Er schien Betrachtungen über die schwierige Kunst der Diener zweier Herren zu sein anzustellen. Endlich vereinigten sich die Geschwister in der Ansicht, daß die Punschgesellschaft warten könne und die Garfüche zuerst berücksichtigt werden müsse, weil hier unmittelbar das Interesse ihres kranken Gastes ins Spiel käme. Wilhelm mußte, er mochte wollen oder nicht, die anlangenden Speisen wenigstens kosten, und Franziska nahm ihm das Versprechen ab, daß er während der ersten acht Tage die empfohlene Suppe aus der Speiseanstalt holen lassen solle.

Robert sorgte dafür, daß sein Freund sicher und wohlbehalten in seiner Wohnung anlangte; hier traf er die geeigneten Maßregeln und ließ ihn dann auf einige Stunden allein; am andern Tage stellte er sich zeitig ein und fand den Kranken schon auf dem Wege der Besserung. Wilhelm wollte ihm die Erlebnisse des vorigen Abends mittheilen, allein der Arzt verhinderte dies.

Wenige Tage darauf konnte Wilhelm seinen Geschäften wieder nachgehen. Sein erster Gang war zu dem Geschwisterpaar, daß sich ihm so hülfreich und wohlwollend gezeigt. Der Bruder war unterdessen ein paar Mal bei ihm gewesen, ohne daß er ihn hatte annehmen dürfen, weil Robert auf das Strengste dem Diener untersagt hatte, einen Besuch, wer es auch sei, zu seinem Herrn zu lassen.

Franziska war allein zu Hause, als Wilhelm eintrat und im Vorzimmer den kleinen Paul nicht fand, weil dieser unglücklicher Weise bereits wieder ausgeschickt war, um im Auftrage der ewig bedürftigen zwei Geschwister irgend eine Besorgung zu machen. Die zarte Gestalt des jungen Mädchens erhob sich hinter dem mit Blumen geschmückten Arbeitstischchen, und Wilhelm konnte bemer-

fen, wie in einem äußerst zierlichen und saubern Hauskleide ihre Frische und Jugend doppelt anziehend und verführerisch einwirkte. Mit einem Erröthen an dem die freudige Ueberraschung sichtlich den meisten, eine flüchtige Befangenheit nur den geringern Antheil hatte, erwiderte sie seinen Gruß und bat ihn nebenan Platz zu nehmen. Das Gespräch lenkte, wie dies natürlich war, auf den Theaterabend und auf die Leistung der berühmten Künstlerin, und bei dieser Gelegenheit erfuhr Wilhelm, daß die junge Dame sich ebenfalls der Schauspielkunst gewidmet und daß sie daheim in ihrer Vaterstadt bereits einige Mal die Bühne betreten habe. Sie und ihr Bruder hatten die Eltern schon früh verloren, und waren im Schutze eines würdigen Verwandten aufgewachsen. Durch den Tod dieses war ihnen eine nicht unbedeutende Erbschaft zugefallen; dies hatte jedoch nichts an dem Entschlusse des Mädchens geändert. Sie hing mit einer aufrichtigen Liebe an der Kunst, die sie gewählt, und wandte ihre vermehrten Einkünfte würdig dazu an, ihre Lehrjahre zu verlängern und Reisen zu machen. Da ihre Mutter eine Französin und zwar aus Brüssel gebürtig gewesen, sprach sie das Französische vortrefflich, und

Sternberg, Wilhelm. I. 9

Die französische Bühne und Literatur waren ihr nicht unbekannt. Die vaterländische Kunst und Sprache war ihr aber entschieden theuer, und es beschäftigte sie der Gedanke, das was sie Vorzügliches auf dem einen Gebiete sah, auf das andere überzupflanzen. So war denn die Darstellung der Phädra von der französischen Künstlerin für das denkende Mädchen ein Gegenstand der Betrachtung und des forschenden Nachdenkens geworden, und sie zog auf eine eben so ungesuchte als lebendige Weise Wilhelm zu Rath, was und wie viel von der französischen Auffassung auf eine deutsch gespielte Phädra übergehen dürfe. Dies gab Stoff zu einer anziehenden Unterhaltung, die sich weit über den Zeitraum einer Stunde, die Wilhelm allenfalls an diesen Besuch zu verwenden die Absicht gehabt, hinausdehnte. Es schlug die Mittagszeit für das Geschwisterpaar, und der Bruder, vom Comptoir zurückkehrend, trat in die Thüre, als Wilhelm und Franziska noch immer über das Theater und die dramatischen Charaktere stritten. Alfred eilte mit gleicher ungekünstelter Freude, wie die Schwester sie gezeigt, auf den Genesenen zu und schloß ihn in die Arme.

Ah — Sie haben uns rechten Schreck bereitet, rief der junge Mann; ich kann es jetzt wohl sagen, da die Sache vorüber ist. Sie lagen plötzlich zu unsern Füßen und wir hatten sie eben noch aufrecht, mit dem Opernglase vor den Augen, vor uns sitzen sehen.

Ich bedaure — entgegnete Wilhelm; hätte ich mir irgendwie eine mahnende Kunde von dem Schicksalschlage erhalten, der mich treffen sollte, es wäre mir möglich gewesen, die traurige Wirkung irgendwie zu mildern; allein es kam zu plötzlich, zu unerwartet.

Ja wohl, sagte Alfred; wer hätte auch glauben können, daß die große Tragödin gerade mit diesem Accent die Abschiedsverse sprechen würde. Es kam uns Allen unerwartet.

Du irrst, lieber Alfred, nahm die Schwester das Wort, die Phädra war es nicht, die unsern geehrten Gast zu einem so traurigen Unfall leitete. Er hatte in der großen Loge rechts eine Dame bemerkt, eine längst ihm entschwundene Bekannte!

Ah — eine Dame!

Ja, er wünscht von uns zu erfahren, wer jene Loge an jenem Abend inne hatte. Ich habe ihm bereits gesagt, daß für gewöhnlich die Her-

zogin von Saumont-Lasalle diesen Platz gemie-
thet hat, daß für jenen Abend jedoch das Abon-
nement außer Wirkung getreten war, und daß
demnach es nicht ganz gewiß war, ob die Her-
zogin oder die Damen ihrer Bekanntschaft sich da-
selbst befunden haben.

Du hast recht; es ist dies sehr ungewiß. Die
Herzogin ist eine alte geizige Dame, die nicht gern
zu außergewöhnlichen Ausgaben ihren Beutel öff-
net. Ich kenne sie, denn unser Haus leistet Zah-
lungen für sie. Nun laß einmal sehen, wer hat
denn an jenem Abende in der Loge gefessen? —
hm —; ich sah öfters nach der Seite hin, das
weiß ich — denn gerade drüber lächelte mich
die kleine Aimée Bollney an — und gab mir
Zeichen —

Aber, theurer Alfred, wir sprechen so eben
nicht von deinen Liebchaften, die mir, nebenbei
gesagt, recht verhaßt sind, weil sie dich von dei-
nen Geschäften abziehen und dich verleiten, deine
Abende anderswo als bei mir zuzubringen.

Still, laß mich nachdenken. Ja, ich hab's,
die Herzogin war an jenem Abende nicht in ihrer
Loge, sondern —

Sondern? fragte Wilhelm aufs Lebhafteste gespannt —

Sondern — eine andre Dame!

O das glaub' ich wohl — wenn es die Herzogin nicht war, so muß es wohl eine andre Dame gewesen sein.

Sei ruhig, Franziska. Du weißt nicht, was ich sagen will. Ich will sagen, daß die andere Dame eigentlich keine Dame ist, vielmehr ein Frauenzimmer von einem schattenhaften Charakter.

Was soll das heißen? sagte Wilhelm.

Nun? entgegnete der junge Kaufmann, ein schattenhafter Charakter ist ein solcher, auf den viele Schatten fallen, der gleichsam immer zweifelhaft bleibt und dessen Umrisse und Formen, gerade weil so viele Schatten darauf fallen, nicht erkannt werden können. Ich weiß nicht, wie ich mich anders ausdrücken soll. Uebrigens ist es aber noch eine sehr schöne Frau.

Es kann aber nicht die Dame sein, die unser Gast meint, warf Franziska ein. Das leuchtet dir doch ein, Alfred.

Nun, es saßen noch andre Damen da. Die Loge war ganz gefüllt. Aber ich bemerke eben,

meine Liebe, daß Paul nicht da ist; hast du ihn wiederholt ausgeschildt? —

Er geht für mich auf einen Augenblick über die Straße.

Ich meine nur, unser geehrter Gast wird einen Platz an unserm frugalen Tisch nicht verschmähen; sagte der Bruder.

Wilhelm dankte und gab kund, daß er sogleich gehen müsse, da er sich schon weit über die bestimmte Zeit aufgehalten. Alfred zog ihn bei Seite und sagte: Wissen Sie, wie wir über unsre Angelegenheit Licht uns verschaffen können? Wir gehen zum Logenschließer und erkundigen uns ganz genau, welches Publikum an jenem Abende sich der Loge der Herzogin bemächtigt hatte. Ich komme in einer Stunde zu Ihnen, und bin dann ganz zu Ihren Diensten. Wilhelm machte sich von einer Zusage zu einem Mittag los, um mit Alfred die Wohnung des Logenschließers aufzusuchen. Sie hatten Mühe, ehe sie sie fanden, doch als sie in das Stübchen traten, wurde Alfred von dem Manne als ein alter Bekannter begrüßt. Ah! rief er ihm entgegen, ich weiß schon, was Sie wollen, Herr Olmers, aber es geht diesmal durchaus nicht. Die Herzogin will ihre Loge für das

nächste Mal, wo die Mademoiselle aus Paris singt, selbst einnehmen und somit wird Fräulein Bollney sich anderswo Platz suchen müssen.

Es ist hier nicht von Fräulein Bollney die Rede, mein Freund, rief Alfred ungeduldig; sondern Sie sollen uns sagen, wer an dem letzten Schauspielabende die Loge inne hatte.

Ich war den Abend nicht in meinem Dienste, meine Tochter nahm meine Stelle ein. Adolphine — *ma petite* komm heraus.

Eine verwachsene ältliche Person kam zum Vorschein, und nach einer Verbeugung gegen die Herren näselte sie: Wer soll die Loge inne gehabt haben? Die Herzogin, wer anders?

Die Herzogin? fragte Alfred befremdet — Es war mir so, als hätte ich eine andre Dame an jenem Abende daselbst bemerkt.

Nein, mein Herr, es war die Herzogin; ich selbst hab ihr die Logenthüre geöffnet und Madame waren noch so gütig, indem sie an ihren Platz sich hmbewegten, nach mir sich umzuwenden und zu fragen, ob das Stück schon begonnen.

Aber die Herzogin ist alt, und es saß eine Dame von höchstens fünfunddreißig dort.

Ganz recht, dies ist die Tochter der Herzogin — Madame — Madame — ja, den Namen hab ich vergessen, allein sie hat kürzlich einen Mann von geringerer Herkunft als sie selbst ist, geheirathet.

Alfred warf einen flüchtigen Blick auf seinen Begleiter, der die Farbe gewechselt hatte und sich gegen das Fenster wandte, um die Zeichen seiner Aufregung zu verbergen.

Dann saßen noch —

O, es saßen noch mehrere Damen da, ohne Zweifel zur Begleitung der Herzogin und ihrer Tochter. Auch ein kleines Mädchen befand sich in der Loge und dies war die Enkeltochter der Herzogin. Ich weiß dies sehr genau, mein Herr, denn wozu wäre ich sonst Logenschließerin.

Wilhelm hatte sich rasch zu der Sprechenden hingewendet, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und rief: Sagen Sie mir, wo die Herzogin wohnt, Mademoiselle.

Die verwachsene alte Jungfrau machte sich in Vergnügen daraus, diese Wohnung und den Weg dahin recht umständlich zu beschreiben, wobei sie hinzufügte, daß die Herzogin nur Abends nach

dem Theater, zwischen elf und zwölf, Besuche annehme.

Als die beiden Herren fort waren, sagte der Vater zu seiner Tochter: ma petite, dies waren Lügen, von dem ersten Worte bis zum letzten. Was hast du dabei gehabt?

Mademoiselle Adolphine erwiderte mit einer äußerst schlauen Miene. Wenn ich anders geredet hätte, so wäre die Dame, die für jenen Abend die Loge der Herzogin gemiethet hatte, böse auf mich, denn sie will glauben machen, sie sei die Herzogin.

Und zu welchem Zwecke will sie das? Wird man ihr glauben?

Du siehst, daß es immer in Brüssel Fremde giebt, die sich bald nach dieser, bald nach jener Dame erkundigen, und wenn die Täuschung auch nur einen Tag dauert, so ist's doch schon genug, um daß gewisse Frauen daraus ihren Vortheil ziehen.

Ach, du Spizbübin; also hast du die Herren auch wohl nicht zu der Herzogin gesendet?

Was sollen sie dort? Ich habe sie in ein Haus gewiesen, wohin ich nun selbst hingehen

werde, um die Bewohnerin auf den Besuch vorzubereiten, der sich bei ihr einstellen wird.

Das ist lustig. Du weißt unsre kleine Stelle einträglich zu machen. Nur nimm dich in Acht, Herr Olmers ist dabei, und der kennt sowohl die Herzogin als die gewisse Dame, auf die du zu deuten scheinst.

Die Herzogin hat mehrere Häuser, in denen sie abwechselnd wohnt, und überdies wird Herr Olmers sich wohl hüten mitzugehen. Er wird seinen Freund bis an die Schwelle des Hauses begleiten und dann von ihm sich trennen.

Und hiemit trennte sich Fräulein Adolphine von ihrem Vater, um in das Haus der Dame zu eilen, die sie eben in den Rang einer Herzogin erhoben hatte. Die späte Stunde, die sie dem jungen Manne angegeben, ließ ihr vollkommen Zeit, die Vorbereitungen zu dem Besuche zu treffen. Sie hielt Wilhelm für einen jener reichen, durchreisenden Fremden, deren es in Brüssel viele giebt, und eröffnete mit ihm dieselben Pläne, die ihr schon mit manchem Andern geglückt waren. Was Alfred betraf, so hatte sie richtig geurtheilt; er fand es nicht für geeignet, sich ferner in diese Angelegenheit zu mischen, und zog sich aus Zart-

gefühl zurück, indem er zu seiner Schwester sagte: Ich habe mich doch geirrt; es ist an jenem Abende die Herzogin gewesen, und die Dame, die unser Freund jetzt aussucht, ist ihre Tochter, die erst kürzlich hier in Brüssel eingetroffen ist und die ich daher nicht kennen konnte.

Nun siehst du wohl, Alfred? Es war empörend, wie du einen sehr seltsamen Verdacht aussprachst; ich wünschte, du hättest diese Rede nicht über deine Lippen gebracht. Unser armer junger Freund, wie heftig erschraf er.

Nun, nun! Ich hätte darauf schwören mögen, daß es Madame Adelaide war — ich sage dir, ich hätte darauf schwören mögen. Du hast diese schöne Frau noch nie gesehen?

Alfred, ich bitte dich, das eine schöne Frau, von der man so spricht?

Nun, mein Himmel, ja. Ihr Weiber seid doch unverbesserlich! Schön bleibt sie doch nun einmal. Ich kann wahrhaftig nicht dafür? Du scheinst mich für die Schönheit der Frau verantwortlich zu machen.

Es wäre entsetzlich gewesen, wenn unser Freund einer solchen Annäherung anheim fielen.

Weshalb entseztlich? Ich versichre dich, meine Liebe, du denkst in diesem Punkte zu streng. Oder — ich will nicht hoffen — du bist eifersüchtig auf Madame Adelaide?

Franziska wandte ihrem Bruder schmollend den Rücken.

III.

Wilhelm stürzte in Roberts Stube und rief fast ohne Athem und krampfhaft die Hände des Freundes ergreifend: Ich habe mein Weib, mein Kind gesehen!

Also sie waren es? fragte der Arzt lebhaft und mit der Hand über die heiße Stirn des jungen Mannes hinfahrend, der neben ihm halb kniete, halb auf dem Teppich lag.

Sie sind es.

Bist du bei ihnen gewesen?

Ich soll heute hingehen; allein ich habe nicht den Muth. Mein ganzes Leben ist ein zitternder Nerv. Ich habe in der Dämmerung auf der Treppenstufe des Hauses gelegen, in dem sie wohnt; ich habe schlau und flüchtig die Säule

umfaßt, an die ihr Kleid nothwendig streifen mußte, wenn sie ins Haus trat.

Und sie ist?

Die Tochter der Herzogin von Saumont-Rassalle. Ich weiß Alles.

Hm! —

Was sagst du?

Nichts, mein theurer Freund, nichts. Ich bin ganz glücklich, daß ihr euch einander nun wieder habt. Aber was vermochte sie, sich vor dir zu verstecken? Diese Frage scheint mir doch äußerst wichtig.

Es wird nun Alles seine Erklärung finden.

Der Arzt versank in Nachdenken; nach einer Pause sagte er: Du willst also hingehen und sie zur Rede stellen? Wäre es nicht besser, wir forschten sie in der Stille aus? Wir suchten ohne Aufsehen durch einen Dritten zu erfahren, was eigentlich dieses Geheimnisses Kern ist.

Wilhelm antwortete mit einer heftigen Bewegung der Stimme und einer lebhaften Röthe auf den Wangen: Du kommst meiner Zaghaftigkeit zu Hülfe. Ich fürchte, daß sie nicht will daß ich sie jetzt und hier finde, denn sonst hätte sie mir ein Zeichen gegeben.

So will ich zu ihr gehen.

Du?

Ja, ich. Was kann darin Auffälliges liegen? Ich komme in Auftrag von dir, oder ich komme auch ohne Auftrag von dir. Es wird uns schon ein Vorwand einfallen, der mich berechtigt, der Frau Herzogin, oder ihrer Tochter mich zu nahen. Nichtig! der Vorwand ist gefunden.

Und welcher?

Ich frage, ob sie ihr Landhaus nicht vermieten will, dort in der Nähe deines Elternhauses.

Das hat schon längst einen andern Besitzer.

Meinethalben. Brauche ich dies zu wissen?

Ich frage und man wird mir antworten. Ich werde sehen, wenn ich das Gespräch auf dich lenke, wenn ich mich deinen Freund nenne, welchen Eindruck dies hervorbringt. Von Allem was ich erforsche und beobachte, bringe ich dir dann ausführlichen Bericht.

Wilhelm flog an den Hals des Freundes. So sei es! rief er. O ich wußte, daß dein redliches Herz immerdar gute Rathschläge für mich in Bereitschaft hält. Aber eile, mein Freund; da du in einem Anliegen kommst, werden dich die Damen annehmen, auch wenn es grade nicht ihre Ge-

fellschaftsstunde ist. Ich werde dich hier erwarten, und die Minuten zählen, die du fort bleibst.

Der Arzt kleidete sich an und ging. Wilhelm blieb auf seiner Stube zurück und nahm ein Buch zur Hand, dessen Blätter er mechanisch umwandte, ohne ein Wort von dem zu verstehen, was sie enthielten. Seine Seele heftete sich an die Fersen des davoneilenden Freundes.

Robert hatte diesen Rath ertheilt aus einem noch ganz andern Beweggrunde als der war, den er seinem ungeduldigen Freunde angegeben. Er hatte Ursache zu glauben, daß die Entdeckung, die hier zu machen war, eine sehr niederbeugende für den armen Hoffenden sein werde. So aufmerksam er bei der Kunstleistung auf der Bühne gewesen, so war ihm doch nicht entgangen, daß zwei Zuschauer neben ihm ein Geflüster erhoben, und daß ihre leisen spottenden Bemerkungen jenen Frauen galten, die in der bezeichneten Loge Platz genommen. Diese Beobachtung, flüchtig gemacht, und bei den Ereignissen bald darauf, nicht weiter beachtet, nahm jetzt in dem Nachdenken des jungen Mannes einen entscheidenden Platz ein und bewog ihn die vorläufige Prüfung anzustellen, denn nicht mit Unrecht fürchtete er bei dem so reizbaren Be-

fen Wilhelms, daß eine unglückliche Wendung dieser Angelegenheit von den verderblichsten Folgen sein könne. Fest entschlossen war er, wenn er es nicht so fände, wie er es wünschte, Wilhelm von jedem Besuche abzuhalten.

Er langte an dem von Mademoiselle Adolphine bezeichneten Hause an, ehe diese noch Zeit gefunden hatte, ihre Beschützerin von dem zu benachrichtigen, was ihr bevorstand. Die Räume kamen ihm bekannt vor; die Treppe, das Vorge-mach, die zwei Büsten, die am Eingang aufgestellt waren, erschienen ihm, als hätte er sie schon irgend einmal gesehen, er wußte nur nicht, wann und wo. Auf seinen Zug an der Klingel erschien ein kleiner Diener. Robert fragte ihn, ob hier die Herzogin von Saumont-Lafalle wohne.

Der Gefragte nahm eine verlegene dumme Miene an und war offenbar zweifelhaft, was er erwiedern sollte, als eine Stimme hinter ihm rief: Die Baronesse Trumorville wohnt hier. Zugleich erschien eine wohlbeleibte Kammerfrau und sah mit einem impertinenten Ausdruck über die Schulter des Dieners dem Fremden ins Gesicht. Robert nannte seinen Namen und Stand und verlangte

die Dame zu sprechen. Als die corpulente Jose sich mit der Meldung fortbegeben, hörte Robert, wie zwei Stimmen hinter der Thüre flüsteren, von denen die eine dem Diener gehörte. Birst du denn nie den Namen deiner Herrschaft behalten, Einfaltspinsel? — Es behält sich auch leicht, wenn es der Herrschaft beliebt, alle Tage mit ihrem Namen zu wechseln! Gestern waren wir eine simple Frau von — heute sind wir eine Baronesse — morgen werden wir eine Herzogin sein. Der Teufel kann die Parole immer behalten, wenn sie jede Sekunde gewechselt wird. — Man wird dich aus dem Dienste jagen, Dummkopf! — Das Gespräch wurde unterbrochen, indem die Duenna sich wieder einstellte und den Gast ihr zu folgen aufforderte. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der junge Arzt in die Gemächer, die sich ihm jetzt öffneten, einschritt. Mit jedem Tritt, den er that, lichtetete sich das Anfangs nebelvolle Bild einer nächtlichen Erinnerung immer mehr, er wußte jetzt, wo er sich befand, und als die Thüre sich öffnete und er die Dame sah, die diese reichausgestatteten und elegant verzierten Räume bewohnte, konnte er einen leisen Ausruf des Unwillens

und der Bekümmerniß nicht unterdrücken. Armer Freund, armer Freund! murmelte er vor sich hin, indem er die graziöse Kopfsneigung der Dame mit einer respectvollen Verbeugung erwiderte, wie gut war es, daß ich vor dir hier bin. Dein Geschick ist grausam! Das ist in der That mehr, als ein ehrlicher Mann vertragen kann.

Die Baronesse Trumorville that so, als erkenne sie den Mann nicht, der jetzt vor ihr stand, freilich unter andern Verhältnissen und bei andrer Umgebung. Vielleicht kannte sie ihn auch wirklich nicht. Robert nahm Alles, was er an weltmännischer Fassung und Haltung in seinem Wesen aufreiben konnte, zusammen, und brachte in der That einen glaubwürdigen Beweggrund seines Besuches zu Tage, zugleich gelang es ihm sich zu versichern, daß die Dame, die hier vor ihm saß, dieselbe war, die an jenem Abende sich in der Loge der Herzogin befunden. Als er diese trostlose Gewißheit zu der, die er schon bereits hatte, hinzugesügte, nahm er Abschied und ließ die schöne Aspasia in Zweifel, ob sie eine dankenswerthe Bekanntschaft schon gemacht, oder noch machen werde.

Reichenblatz und zitternd — es war das erste Mal in seinem Leben — langte er in seiner Wohnung an. Auf der Treppe blieb er stehen. In dieser Stimmung und Fassung konnte er dem Freund unmöglich Rede stehen, er mußte Ruhe und Ueberlegung finden, wie die eben gewonnene Nachricht dem Armen beizubringen sei, so schonend, so wenig wie möglich erschütternd. Schon die Hand an dem Thürschloß kehrte er leise wieder um und schlich sich wie ein Dieb über den Vorfaal die Treppe wieder hinab, die er so eben fliegenden Schrittes hinaufgeeilt war. Auf der Straße angelangt, trat er in einer Weinstube ab, ließ sich hier eine Flasche geben — trank — ließ sich dann noch eine zweite geben, und als er seine Nerven nicht mehr so wild vibriren fühlte, riß er ein Blättchen aus seiner Brieftasche und schrieb ein paar Zeilen an Wilhelm, in welchem er ihm meldete, daß er die Damen nicht zu Hause gefunden, daß er aber später, und zwar an diesem Tage noch, den Versuch wiederholen werde. Die achte Abendstunde bezeichnete er als die, wo man sich treffen wolle.

Bis dahin werde ich Fassung haben — will's

Gott — dem armen Mann die ganze Wahrheit seines boshaften Geschicks mitzutheilen; denn verheimlichen und verdecken darf man hier nichts. Mit diesem Entschlusse ging der Doctor daran, seine dritte Flasche zu leeren.

IV.

Der Doctor hatte dreimal angefehlt, um das Faktum, das er zu berichten hatte, zu umkleiden, wo möglich es bis zum Unkenntlichwerden zu verhüllen; er machte zuerst Wilhelm bemerkbar, daß seine angetraute Gemahlin möglichenfalls keine Tochter der Herzogin von Saumont-Lasalle sein könne, dann ließ er ihn ahnen, daß diese Ehe getrennt werden könne und müsse, und als Wilhelm nicht länger hinzuhalten war, endete er damit, ihm zu eröffnen, daß die angebliche Tochter der Herzogin von Saumont-Lasalle eine in Brüssel allgemein bekannte Buhlerin sei.

Zwischen dieser Eröffnung und dem allmählig sich in das Unvermeidliche Finden lagen für Wilhelm mehrere Tage. Robert hatte das Sei-

nige gethan: der Stein war von seiner Brust abgewälzt.

Am dritten Abende trat Wilhelm herein, schob seinen Stuhl nahe heran und sagte: Erzähle! Woher weißt du, was du mir berichtet hast? Zu Morgen früh sind meine Pferde bestellt; ich habe Urlaub, ich verlasse Brüssel; vorher aber muß ich Gewißheit haben — verstehst du mich, Gewißheit.

Ich habe als Mann von Ehre und als dein Freund mich verbürgt für die Wahrheit dessen, was ich dir gesagt, bemerkte Robert etwas pikirt.

Doch die nähern Umstände —

Du wolltest sie ja nicht hören.

Jetzt will ich sie hören. Ich habe in diesen Tagen eine Hölle durchlebt. Immer wieder sage ich mir: Es ist nicht möglich. Das Paradies meiner Jugend kann nicht durch eine so plötzlich niederströmende Fluth zerstört werden. Ich kann nicht in einer Stunde um alle Schätze meines innern Menschen gebracht sein. Es ist nicht möglich.

So willst du sie selbst sehen und sprechen?

Wilhelm verhüllte sein Antlitz. Er seufzte tief: nach einer Pause sagte er: Erzähle.

Nun wohl, so höre: du weißt, daß ich halb und halb in einer ärztlichen Mission reise. Der alte Obermedizinalrath in unsrer guten Vaterstadt hat eine Schrift herausgegeben, die einige kühne Theses über die Krankheitsformen des Geistes aufstellt. Der alte Herr hat das so in seiner Art; es ist Alles diktatorisch bei ihm — er ist unfehlbar, und die neuern Theorieen, die er entweder nicht kennt, oder nicht kennen will, stören ihn wenig in seiner Ruhe. So hat er denn vor allen Dingen seine „genialen“ Momente, das sind Momente, in denen, wie er behauptet, der ächte, wahre Jünger Aeskulaps von einer Inspiration durchdrungen wird, die ihm plötzlich, wie durch einen Blitzstrahl das Innere des menschlichen Organismus beleuchtet zeigt. Ich will dem achtbaren Herrn diese kleine Privatfreude, die für uns Jüngere oft in einen Privatärger umschlägt, von Herzen gönnen, nur darf er nicht zu übermüthig werden. Dagegen müssen Dämme aufgerichtet werden, denn du siehst selbst ein, wohin soll das führen —

Robert nahm sich eine frische Cigarre, setzte sie behaglich in Feuer, und während er die ersten Züge that und dabei vor sich hinhurmelte: ein leidlich gutes Blatt! verzogen sich seine Lippen zu

jenem behaglichen Lächeln, das eine geheime und nachhaltige Freude in der Erinnerung bekundete. Diese Freude wurde verursacht, indem sich der junge Arzt die erstaunte und verblüffte Miene des eigensinnigen Altmeisters dachte, mit welcher er die Entdeckungen, die Robert zu publiziren und ihm zu widmen gedachte, lesen würde.

Aber ich vergesse, daß ich dir berichten wollte —

Sa du vergiffest, daß du mich systematisch quältest — murrte Wilhelm.

Bergieb! — Nun weiter. Wie ich hier anlangte, setzte ich mich sogleich mit dem Oberarzt in Verbindung, der die hiesige berühmte Irrenanstalt leitet. —

Um Gotteswillen! die Tochter der Herzogin ist doch keine Wahnsinnige? —

Nein. Unterbrich mich nicht. Mit diesem Arzte setzte ich mich also in Verbindung und fand an ihm ein ganz joviales, frisches Haus. Wir wurden in wenig Stunden eng vertraut, und er theilte mir die Fälle mit, die eben jetzt vorlagen, und von denen ein paar trefflich zu meinem Kram taugten. Die Geschichte ist diese. Vor siebzehn oder achtzehn Jahren — es mögen auch wohl

zwanzig sein — zurück lebte hier ein junger Engländer, der, aus guter Familie stammend und im Besitz nicht unbeträchtlicher Reichthümer, unseliger Weise einer absonderlichen Krankheit verfiel. Er litt an einer sogenannten fixen Idee, und diese bestand darin, daß er sich fest einbildete, ein Enkel jenes letzten unglücklichen Stuarts zu sein, der, wie wir Alle wissen, in Rom sein unberühmtes Dasein beschloß. Mein armer Kranker träumte von nichts als von der schottischen Krone, und wenn man ihn in seinem Zimmer allein überraschte, fand man ihn mit einem idealen Kostüm angezogen, etwa so wie auf dem Theater bei Darstellung des Trauerspiels Maria Stuart die Herzöge und Lords der damaligen Zeit gekleidet gehen. Die Sache hätte sich zweifelsohne in einen unschädlichen Tiefsinn oder Trübsinn verlaufen, wenn nicht ein gemeines, unternehmendes Weib sich gefunden, die in ihrer Weise ganz schlau, von jenem Zustande Nutzen zog. Sie brachte es schnell zu einem Verhältniß mit dem bildschönen verwirrten Jünglinge und plünderte ihn, indem sie seine phantastischen Gebilde benutzte, bis auf den letzten Faden aus. Es soll zum Erstaunen gewesen sein, welche Schätze sie auf diesem Wege zusam-

menscharzte, ehe die Gerichte nur eine Ahnung von dem Unfug erhielten, und auch dann konnte man ihr nichts beweisen, denn der Kranke wußte die eigentliche Gestalt seiner Blutsaugerin nicht, er kannte sie nur als das verkörperte Gebilde seiner Träume; er sah sie nur als schottische Königstochter in schwarze Schleier gehüllt, mit der Krone auf dem Kopfe. Der Prozeß wurde der Abenteuererin gemacht, allein sie wußte jeder Schlinge fest und schlau zu entschlüpfen, und nach einiger Zeit sah man sie gar nicht mehr, sie war geflüchtet, trieb sich hier und da unter falschem Namen herum, bis dann endlich ihr böses Geschick sie wieder hierher führte, und gerade zu dem Zeitpunkt, wo der Kranke, von seinen Verwandten begleitet, ebenfalls seine Wege hierher genommen hatte. Die Angelegenheit wurde thätig wieder aufgenommen und besonders betheiligte sich mein neuer Freund und Gönner, der Irrenarzt, daran. Es galt einen schlagenden Beweis für ein neues ärztliches System aufzufinden, und du kannst dir denken, daß alle Polizeianstalten der Welt noch lange nicht im Stande sind, eine Wachsamkeit von so zäher und energischer Art zu entwickeln, als es ein Forscher thun kann, der für seinen Ruhm und

seine Wissenschaft forschet. Wir rückten also vereint der holdseligen Maria Stuart, so will ich sie nennen, auf den Leib. Es wurde ein Zusammentreffen veranstaltet; wir überredeten die Buhlerin, daß sie auf einem Maskenballe das Kostüm der unglücklichen Schottenkönigin anlegte. Es war leicht, ihr etwas vorzuschwätzen von einem neuen enthusiastischen Verehrer, der sie gerade in dieser Kleidung sehen wollte. Es geschah; ohne daß sie und er etwas ahneten, brachten wir sie beide zusammen, und nun hättest du die Wirkung sehen sollen. Ich sage dir, es war ein Fest für Götter. Anscheinend war der junge Mann völlig geheilt; es galt nun den alten, vergrabenen und verschütteten Wahnsinn wieder zu Tage zu fördern um dabei gewisse Phänomene, die der Wissenschaft unschätzbar waren, zu beobachten.

Wilhelm machte eine unwillige Miene, die halb wie Drohung, halb wie Vorwurf anzuschauen war.

Der Irrenarzt, fuhr Robert fort, ich und eine Gerichtsperson hielten uns versteckt und sahen dem Schauspiel zu. Du hättest das noch immer schöne Weib sehen sollen, wie sie in der Mitte des Zimmers hoch aufgerichtet stand, der

dunkle Schleier sie umwallte, das bleiche Antlitz sich nach der Thür wandte, durch die er eintrat, und wie sie halb entsetzt, halb freudig bewegt die Rechte ihm, man wußte nicht, ob ihn fortwinkend oder zu sich bittend, entgegenstreckte, und wie dabei das Licht des Lüsters in die funkelnden Juwelen der Krone sich verstreute, die ihr in Flechten aufgewundenes nachtschwarzes Haar zusammenhielt. Des war ein bezaubernd verführerisches Bild. Und nun er! Das war lediglich für uns Aerzte etwas; ein Laie hätte nichts davon zu genießen verstanden; allein wir — wir kosteten jeden aufzitternden Nerv, jede erbebende Schwingung der Muskel, wir suchten und fanden die versteckten Straßen und kleinen Feldwege, auf denen der Wahnsinn, Anfangs geduckt, wie ein Verbrecher durchs hohe Korn schleicht, hervorhuschte, dann aber immer mehr hoch aufgerichtet, bis er endlich riesengroß, allmächtig daherschritt und uns laut die Thorheit und das Verbrechen längst vergangener Jahre aufdeckte. Ja, dieser franke junge Mann, der apathisch Alles, was man begehrte, mit sich hatte machen lassen, der schlaff und fast schlafend die Stunden des für ihn langweiligen und bedeutungslosen Festes bis zu diesem Mo-

mente hingebraucht, wie plötzlich war er jetzt umgewandelt — ganz in Seele und Bluth, in Bewegung getaucht. Er war wieder der Königssohn, und die listige, verlockende Geliebte stand vor ihm, die ihm die Krone reicht. Als wir genug gesehen hatten, überließen wir das Uebrige dem Gerichtsmann, der nun auf seine Weise verfahren mochte. Wie ich höre, hat sich der Handel doch zu Gunsten der schlauen Antivestalin herausgestellt. Sie lebt frei und der Engländer ist fortgereist. Das ist nun völlig gleich. Was ich sehen wollte, hab ich gesehen, und es thut mir nur, weiß Gott, herzlich leid, daß ich auch für dich sehen mußte, und zwar etwas sehen, was dir keine Freude bringt.

Hier reichte Robert seine Hand dem Freunde hin und drückte dessen Rechte herzlich. Auf mein Wort — Wilhelm — auf mein Wort; ist ein Mann irgendwo elend, so bin ich es. Du, mein Herzensbruder, verstehst mich. Wenn es einmal dein Schicksal war, auf so ganz klägliche Weise hinters Licht geführt zu werden — warum, zum Guckuck! soll gerade ich es sein, der die Binde von den Augen reißt.

Laß das! Du hast keine Schuld!

Das ist leicht gesagt! —

Nun weiter! Jetzt mußt du mir Alles berichten.

Was ist da weiter zu berichten? Als ich nun kam, um deine sogenannte Herzogin aufzuspüren — so — wer, meinst du, kommt mir in einem hübschen Morgenmeggigé entgegen? — meine Schottenkönigin! wie sie leibt und lebt! Meine Maria Stuart. Und nun besinne ich mich, daß schon damals in der Loge mir dergleichen wirr und unklar im Gehirn aufdämmerte. Hm — hm — ich war nur so sehr mit der Bhädra beschäftigt.

Wilhelm schwieg und hatte sein Antlitz wieder in beide Hände gehüllt. Es dauerte eine Weile, ehe Robert sich entschloß mit einer gepreßten Stimme und gleichsam wie mit sich selbst grolend, auszurufen: Nun weißt du Alles. Ist denn jetzt besser?

Wilhelm schwieg noch immer.

Als er seine Hände vom Gesichte nahm, waren die Augen mit überströmenden Thränen wie umfluthet. Er stand auf, reichte lautlos dem Freunde die Hand und machte sich bereit das Zimmer zu verlassen. Robert sprang auf, schlang beide Arme um die Schultern des von ihm Ab-

gewendeten und rief mit brechender Stimme: Du sollst so nicht von mir gehen — so nicht! Du bist geknickt, gebrochen! Das darf nicht sein. Ich kann dich nicht so gehen lassen.

Es ist aus mit mir! stöhnte Wilhelm. Ich hatte nur diesen einen entzückenden Traum, er ist dahin, ich bin erwacht — ich bin gerichtet! Verdamm! Aufgegeben!

Der Mensch soll eben nicht träumen! drohte Robert, indem er dabei immer den Freund umflammert hielt. Hörst du — er soll nicht träumen.

O meine Jugend! meine Jugend! Wilhelm stand, als er diese Worte sagte, mit gehobenen Armen, und sah mit einem Auge, in welchem alle Poesie der Liebe, alle Innigkeit der Empfindung diamanthell leuchteten, zum Himmel empor. Und ist es denn so böse von den Himmlischen, fuhr er leise fort, wenn sie mir die köstliche Gabe jetzt rasch entziehen — jetzt, da ich noch die ganze, volle Süßigkeit eines einstigen Glückes zu schmecken vermag. Hätte ich immer gesucht und nie gefunden, so wäre mein Ende nicht so schön. Jetzt weiß ich — es ist Alles — Alles vorbei! Auch in der Hoffnungslosigkeit liegt ein Glück.

Denk, daß du irgend eine schöne Fee geliebt hast, die jetzt wieder in ihrem rosenfarbigen Gewölk zum Himmel zurückgestiegen ist. Der Doctor wußte sich nicht wenig mit diesem poetischen Vergleich.

Du hast Recht, sagte Wilhelm, und wandte sich lächelnd zu ihm um. Ich will denken, daß sie mir an jenem Morgen, als ich ihre Lippen zuletzt auf den meinigen glühen fühlte, gestorben sei. Es hätte ja so sein können.

Ein Krampf — ein Schlagfluß — murmelte der Arzt — obgleich in so jungen Jahren dergleichen Fälle zu den seltenen gehören.

Aber sehen — sehen will ich sie noch einmal! schrie Wilhelm, wie von einem plötzlichen Wahnsinn ergriffen. Er faßte Roberts beide Hände. Du sagtest es ja — ich sollte sie noch einmal sehen.

Robert fuhr etwas befangen zurück: Ich sagte das eigentlich nicht — aber wie du meinst, wenn es dir so behagt, will ich es schon gesagt haben.

Freilich, freilich — hast du es gesagt, und du hast ganz Recht. Sehen will ich sie, und dann auf ewig fort — fort von diesen Erinnerungen, die mich umbringen!

Aber ich bitte dich, sei nur ruhig. Wir wollen überlegen, wie wir das machen — hm!

Was sagst du?

Noch nichts. — Ja — hm! Sie muß nichts wissen von deiner Anwesenheit.

Sie muß nichts wissen von meiner Anwesenheit, wiederholte Wilhelm monoton und wie in Starrheit versunken.

So hinter einem Vorhang — oder noch besser durch eine Thürspalte — aus der Entfernung! Doch nein, nicht aus der Entfernung, denn du mußt dich klar und unumstößlich überzeugen, daß sie es ist.

O Gott!

Da könnte — nein! Der Irrenarzt ist Familienvater, er würde sich nie und nimmer zu einem Streich der Art bequemen. Nun? was suche ich lange — Alfred — ein lustiger Bruder, ein Leichtfuß! — gut! Alfred und ich, wir laden die Courtisane zu einem vergnüglichen Souper ein. Und du — in irgend einer Verkleidung — vielleicht als mein Diener — kommst und lauschest. Ha, was sagst du dazu?

Wilhelm sah ihn starr an.

Du hörst nicht, mein Freund, was ich dir eben gesagt habe.

Wilhelm warf sich an seine Brust und weinte. Der junge Arzt schob ihn gelind von sich und sagte lächelnd, indem er nach dem Puls fühlte: Du bist fürs Erste nicht befähigt, einen vernünftigen Diskurs zu führen. Geh zu Bette. Vor allen Dingen die Pferde wieder abbestellt: ich will nicht dein Freund heißen, wenn ich dich in diesem Zustand reisen lasse.

Damit drängte er den Erschöpften aus dem Zimmer, nahm selbst den Mantel um und geleitete ihn nach Hause, wo er die Nacht bei ihm wachte.

V.

Dem Doktor war es ganz recht, daß Wilhelm nicht mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Vorschläge gehört hatte, er fand bei näherm Nachdenken diese unhaltbar und gab sich Mühe, ein passenderes Mittel auszufinnen, wie er dem Freunde jene so nöthige Gewißheit über die Person der früher Geliebten verschaffen könne. Allein das Intriguiren war nicht seine Sache; eine Angelegenheit fein und vorsichtig leiten, so daß der Zweck auf Umwegen erreicht wurde, dünkte ihm bei der fast rauhen Geradheit seines Charakters etwas, was ein Mann, der sich seiner rechtlichen Absichten im Leben bewußt war, nicht zu lernen nöthig habe. So wenig er demnach in seinen gewohnten Verhältnissen sich nach Hülfe umzusehen

pflegte, so schnell bereit war er hier, eine Mittelsperson zu suchen, die ihn mit Rath und That unterstützen könne. Wir haben gesehen, daß seine Wahl auf den jungen Alfred fiel, und schon am nächsten Morgen, als er unter dem Vorwand, seine ärztlichen Gänge antreten zu müssen, den Leidenden verließ, kam er bei gelegener Stunde zu den Geschwistern, die er beide zu Hause fand. Es war ihm dies nicht ganz lieb, er hatte gehofft, den Bruder vor seinem Gange ins Comptoir, auf ein halbes Stündchen allein zu sprechen. Das Gespräch der Beiden hatte eben Wilhelm zum Gegenstande gehabt und ein flüchtiges Erröthen färbte die Wange der Schwester, als sie den Arzt und vertrauten Freund des Abwesenden eintreten sah. Alfred rückte einen Stuhl heran und fragte nach dem Befinden Wilhelms. Nicht zum Besten, erwiederte der Doktor mit Kopfschütteln, nicht zum Besten. Gemüthserrregung.

So ist vielleicht dabei die Dame im Spiel, die —

Gerade das ist der Casus, ergänzte Robert schnell die Rede des Fragenden. Er hat diese Dame gefunden, oder vielmehr, wir haben sie beide zusammen gefunden, oder noch eigentlicher,

ich habe sie allein gefunden. Es kommt nun darauf an — aber, lieber Herr, und Sie meine schöne Dame, pflegen Sie immer Kaffee so stark und so gänzlich ohne Zuthat zu genießen?

Wir sind ihn nicht anders gewohnt, erwiderte Franziska, indem sie ein wenig unwillig ihre Stellung änderte, denn sie hatte eben, beide Arme auf den Tisch gelehnt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem beginnenden Bericht des Arztes zu lauschen begonnen. Gerade dieses Aufhören war dem Arzt ungelegen. Ich möchte wohl den eben frisch gemahlten Kaffee sehen und prüfen, fuhr er fort. Ein Arzt heutzutage kann nicht genug Aufmerksamkeit gerade auf die scheinbar unwichtigen Dinge richten, welche im täglichen Gebrauche stehen. Es ist dies eine meiner Maximen.

Franziska stand auf, um die Blechbüchse herbeizuholen, und dies war es, was Robert gewünscht hatte; leider sputete sie sich dermaßen, daß sie schon wieder im Zimmer erschien, als der Doktor eben einen der Knöpfe des Bruders erfaßt hatte, um den Neugierigen näher an sein Ohr heranzuziehen und ihm zuzuflüstern, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Franziska blieb, als sie beide Männer so geheimnißvoll flüstern sah, wartend an

der Thürschwelle stehen. Alfred wandte sich zu ihr um und rief: Bleib, mein Kind, wir haben etwas für uns zu besprechen. Franziska stellte die Büchse auf den Tisch und entfernte sich, indem sie die Thür hinter sich schloß. Als sie fort war, sagte der Doktor mit schwankender Stimme: Aber ich bedenke eben, daß gerade Ihre liebe Schwester die Hauptperson ist bei unsrer Berathung, ja, daß wir kaum zu irgend einem Ziele gelangen werden, wenn wir sie vom Conseil ausschließen.

Alfred sah seinen Gast mit Befremden an. So will ich sie rufen, sagte er.

Robert machte eine ungewisse, halb bejahende Bewegung, erfaßte aber dabei des jungen Mannes Arm, als er sich erheben wollte, und sagte: Die Sache ist nämlich die, wir müssen Jemand in Ihr Haus laden, dazu wird die Erlaubniß Ihrer Schwester nöthig sein.

O, wenn es ein guter Freund von Herrn Ortwell oder von Ihnen ist — so bin ich ihrer Einwilligung gewiß; begann Alfred sehr freundlich.

Es ist kein Mann, es ist eine Frau — fuhr der Doktor zögernd fort, und mit einem Worte, es ist Madame Adelaide, die Sie ja wohl kennen.

Alfred fuhr in die Höh und sagte dann lachend: Wie, Sie wollen Madame Adelaide hier in das Haus bringen? und meine Schwester soll sie empfangen? Das ist ja höchst belustigend, aber ich glaube, es wird nicht gehen. Ich für meine Person hätte nichts gegen den Spaß —

Spaß? Es soll nicht zum Spaß ausgedacht sein; sondern um einen gefährlichen Kranken zu heilen.

Alfred behielt seine aufgeregte, lachende Miene. So — o ja, ich kenne das! Eine schöne Frau ist manchesmal auch unter den Mitteln, die ein erfahrener Mann einem hypochondrischen Kranken vorschreibt. Aber was hat das Alles mit unserem Freunde zu thun?

Das will ich Ihnen sagen —

Die Thür wurde hier leise geöffnet und Franziska fragte: Darf ich nun kommen? Alfred rief: So komm nur; du sollst deine Einwilligung geben, also bist du ohnedies hier nothwendig. Franziska flog auf ihren Platz und nahm sogleich wieder ihre aufhorchende Stellung an.

Also — hub Robert an und stockte dann sogleich, indem er nach einer Pause hinzu setzte: Erklären Sie das Ihrer Schwester, was ich eben

gesagt habe. Alfred rief noch immer lachend: Du sollst Madame Adelaide zum Thee hierher einladen.

Nimmermehr! rief das junge Mädchen empört. Sie wandte sich von ihrem Bruder ab und sagte: Also das war das Geheimniß. Ich hätte nicht geglaubt, daß du deine Leichtfertigkeit so weit treiben würdest ein ordentliches Complot mit deinen Freunden anzustiften, um mir einen unbehaglichen Moment zu bereiten.

Complot! Sieh nur Einer! — Wer spricht hier von einem Complot? Der Doktor ist es, der diesmal Adelaide hier zu sehen wünscht! rief Alfred empfindlich.

Franziska beharrte in ihrer Stellung, die Arme schmollend in einander verschränkt und die Blicke unter den zusammengezogenen Augenbrauen gesenkt. Sie sagte, ohne aufzusehen: Ich werde dein Haus verlassen, in dem Augenblick, wo diese Frau die Schwelle desselben überschreitet.

Der Doktor fühlte sich hier auf das Innigste bewegt; er sah durch seine Schuld einen ernstlichen Zwist unter den Geschwistern ausbrechen, wenn er nicht schnell das Seine that, um eine besänftigende Erklärung herbeizuführen. Er

zögerte auch nicht länger, sondern gab in größter Ausführlichkeit den Plan an, den er sich ausgesonnen hatte, um Wilhelm mit jener Frau zusammenzuführen. Sie sehen, sagte er zu der Schwester gewendet, das hier von keiner Frivolität in dem beleidigenden Sinne, wie Sie sie uns vorhin vorgeworfen, die Rede ist. Ich kann hierbei im Irrthum sein, mein Zweck ist aber ein sehr ernster und wichtiger.

Franziska machte sich mit der Blechdose zu thun, dessen Deckel sie auf und wieder zuschraubte. Es war Robert nicht entgangen, daß so wie Wilhelms Namen genannt wurde, ein lebhafter Farbenwechsel auf dem Antlitz des schönen Mädchens ihre innere Erregung kund that. Sie zögerte auch jetzt zu antworten, und blickte fragend den Bruder an, dessen Auge war aber mit eben demselben Ausdruck auf sie geheftet. Endlich sagte sie: Wenn die Sache sich so verhält — wenn es sich in der That um die Ruhe und das Wohl Ihres Freundes handelt, wenn kein anderer Zusammenkunftsort gewählt werden kann —

Der Doktor faßte schnell diesen Zweifel auf, und erwiderte: Deshalb nicht; weil wir nirgends anderswo den armen Freund so sicher in unsrer

Gewalt haben, und nirgend anderswo die so nöthige Vorsicht beobachtet werden kann. Wir stiel Anfangs ein, kurzweg zu der Dame selbst zu gehen, ihr meine Gesellschaft auf einen fröhlichen Abendschmaus anzubieten und in ihren Gemächern die Erkennungsscene vorzubereiten; allein da stieß ich sogleich auf zwei große Schwierigkeiten. Erstens in dem fremden Hause, und nun gar in diesem Hause, sind wir vor Ueberraschungen nicht sicher; es kann uns nicht gelingen, Wilhelm so geschickt zu verbergen, daß er nur sieht, was wir ihn sehen lassen wollen, und dann, wer bürgt uns davor, daß die verfängliche Schöne, wenn sie ihren frühern Freund wieder erblickt, nicht alle Künste, die ihr in so reichem Maaße zu Gebote stehen, anwendet, um ihn uns wieder zu entreißen. —

O, Herr Detwell würde widerstehen — rief Franziska. Es ist unmöglich, daß er nach den Entdeckungen, die er gemacht, ihr folge.

Robert blickte auf; der zuversichtliche Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, fiel ihm angenehm auf und er erwiederte: Ich glaub's auch nicht; allein wir thun doch besser so sicher wie möglich in unsern Operationen zu verfahren.

Nun dachte ich daran, wenn es im Hause der Circe selbst nicht thunlich ist, so dann in irgend einem öffentlichen Zusammenkunftsorte, in einem der vielen Speisehäuser —

Nein, nein! rief Franziska; das Alles ist geradezu ungehörig und setzt ein zartes Geheimniß, bei dem ein edles, tiefverlehtes Herz im Spiele ist, einer widerwärtigen Deffentlichkeit preis. Ganz andere Liebeshändel und Geschichten werden dort ausgemacht, wo sie eben den Schauplaz nannten. Mir wäre der Gedanke peinvoll, daß Herr Ortwell — lediglich, weil ich einer albernen Grille nachhänge — in seinem Lebensglück grausam behindert werden soll. Nein; es bleibt dabei: hier in dieser Stube muß die Zusammenkunft statt finden, und ich werde selbst zu der Frau hingehen, um sie einzuladen.

Alfred sprang auf, um seine Schwester zu umarmen. Recht so, mein Fränzchen! rief er. Denke daran, daß die erhabene Kaiserin Marie Theresese eigenhändig einen Brief an die Marquise von Pompadour schrieb, weil sie kein wirksameres Mittel wußte, um einen edlen Zweck sicher zu erreichen. Er hielt plötzlich inne und setzte hinzu: Aber willst du nicht lieber, daß ich zu ihr gehe.

Sie pflegt keine Einladungen durch Frauen zu empfangen.

Ihr sollt ein für allemal nicht so böse von unserm Geschlechte denken, rief Franziska mit einem komischen Unwillen. Madame Adelaïde, wie ich mir habe sagen lassen, ist nicht so schlimm, wie sie verschrien ist; sie liebt unter andern und beschützt sogar die Kunst der Bühne. Sie hat selbst früher mit Anerkennung und Beifall gespielt; ich werde zu ihr gehen und sie auffordern, mir ihr Urtheil über derlei Dinge zu sagen.

Dieses Vertrauen wird ihr neu sein! rief der junge Kaufmann. Allein thue, was du willst. Verabrede mit dem Herrn Doktor den Abend; ich sage zu Allem ja. Jetzt aber muß ich aufs Comptoir. Er ging und Franziska hat Robert noch zu bleiben, der auch nach dem Gute griff.

Mein Himmel! sagte sie, als sie sich beide allein befanden. Was ist das für eine entsetzliche Geschichte. O, ich bitte, erzählen Sie mir etwas genauer: wo lernte Ihr Freund jene gefährliche Frau kennen. Wie war es nur möglich, nicht so gleich ihre Art und ihren Charakter zu durchschauen. Ich hab ihn für einen so durchdringenden Geist gehalten, den Herrn Drtwell.

Er ist durch und durch eine Gefühlsnatur, erwiederte Robert kurz.

Wie liebenswürdig sind solche Naturen, sagte Franziska rasch, und dann innehaltend und eröthend setzte sie hinzu: ich meine wie liebenswerth können solche Naturen sein, wenn sie gehörig geleitet werden.

Ein Mann, und geleitet! bemerkte Robert barsch.

Nun, ich meine, lieber Doktor — verstehen Sie mich recht — vom Schicksal geleitet. Denn das geben Sie mir zu, wir werden Alle vom Geschick geleitet. Es liegt hierin keine Schande, kein Vorwurf. Nehmen wir zum Beispiel an, statt jener betrübenden täuschenden Erscheinung hätte ein edles Weib, das die Schätze in der Brust Ihres Freundes zu würdigen verstand, sich an seiner Seite befunden in jenen schönen Tagen seiner herrlichen, blüthentreibenden Jugend. Wie ganz anders wäre es dann geworden. Wir sähen ihn dann nicht wie jetzt geknickt und gestört; er wäre so glücklich — wie er es zu sein verdient. Denn wahrlich hat ein Mann irgend Glück nöthig, ich meine dabei ein schmeichelndes, süßes, lindes Glück, ein Glück, wie es für den sanftfühlenden und

großdenkenden Mann und für den Dichter ziemt, so ist er es. Denn ich lasse mirs nicht nehmen, er ist vom Scheitel bis zum Feh Dichter: es ist ja dabei nicht nöthig, daß Einer Verse niederschreibt, die schönsten, die unerreichtesten Gaben sind oft gerade die, welche nie vor das Auge der Doffentlichkeit treten und auch nicht treten wollen.

Robert, der abbrechen wollte, sagte: Und das sagt ein selbst so erfreuliches Talent, das sich bereit macht, gerade am Licht der Doffentlichkeit zu reifen?

Ah — von mir ist hier nicht die Rede. Ich kann verderben und untergehen; wer fragt danach! Franziska war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Sie hielt ihr Tuch vor die Augen, und ihr Busen arbeitete heftig. Der Arzt sah sie mit einem mitleidigen und forschenden Auge an, dann senkte er den Blick und ging in Zerstreuung und Grübeleien über. Ich habe noch einige Gänge zu machen, sagte er aufstehend. Wenn ich Zeit finde, komme ich noch heute wieder, um das Fernere in Beziehung auf unsern lieben Kranken zu besprechen.

Ich bleibe den ganzen Tag zu Hause, erwiderte Franziska rasch. Lassen Sie sich durch nichts

abhalten. Die Sache ist ja so wichtig. Eine Stunde müßigen oder leichtfertigen Verzugs ist ja fast ein Verbrechen! Bedenken Sie das.

Er ging und Franziska träumte sich mit dem innigen Gefühl wehmüthigen Zaubers in alle jene Situationen hinein, die ihr die wenigen und kurzen Andeutungen der beiden Männer über Wilhelms Jugend und Liebe erschlossen hatten. Sie färbte mit glühenden Farben jedes dieser Bilder bis ins kleinste Detail hinein, und immer gelang es ihr, die Gestalt des jungen Mannes, wie ihn der feindliche Zauber umspann, edel und unglücklich hinzustellen. Sie überredete sich, daß er nie die wahre, eigentliche Befriedigung in jenem Verhältnisse gefunden, daß ein sehr richtiges Gefühl in seinem Busen ihn in dunkler Ahnung immer wieder das baldige finstre Geschick vorgebildet, und daß deshalb jetzt die Enttäuschung und darauf folgende baldige Herstellung nicht so bitter und zögernd sein könne, wie es unter andern Umständen zu befürchten gewesen. Ihr Herz schöpste dabei geheim eine süße Hoffnung. Er wird genesen — rief sie — er wird durch deine Mitwirkung genesen! Und wenn er dann völlig wieder frei und gesund die Luft des kräftigen Lebens athmet, dann werde ich mich still

zurückziehen, und er soll nie erfahren, was ich um ihn gelitten.

Diese Gedanken und Bilder stimmten das junge Mädchen sanft und träumerisch; sie wirkten wohlthuend und beschwichtigend. Vor Allem dankte sie dem Doktor, durch den sie die interessante Jugendgeschichte Wilhelms auf einem so ungesuchten und ungezwungenen Wege erfahren. Unter dem Vorwand, sich auf die passendste Art bei der besprochenen Zusammenkunft benehmen zu wollen, nahm sie sich vor, den Arzt noch recht oft auf dieses Thema zu bringen und ihn über Wilhelm recht gründlich auszuforschen. Sie hatte ja hiezu die besten Gründe.

VI.

Der Plan der verbündeten Freunde wurde in so weit noch weiter ausgearbeitet und geändert, daß man sich entschloß, Wilhelm in dem Glauben zu lassen, der Besuch der Madame Adelaide im Hause der Geschwister sei ein zufälliger. Nimmermehr hätte der Leidende, um dessen Genesung es sich hier handelte, zugegeben, daß Alfred oder seine Schwester mit dem Geheimniß seiner unglücklichen Liebe bekannt gemacht würden. Der Doctor übernahm es in späterer Zeit, wenn die Wunde verharrsch, die nöthigen Geständnisse ihm zu machen. Fürs Erste wurde ausgemacht, daß Robert, wenn die Dame angelangt sein würde, zu Wilhelm hinübergehen und ihn zu einem freundschaftlichen kleinen Familienkreise einladen sollte.

Die schwierigste Aufgabe für Franziska war gelöst, sie hatte ihre Einladung unter guter Form angebracht und man hatte versprochen, zu kommen. Diese Frau, die wir hier unter dem Namen „Madame Adelaide“ angeführt, war die Wittwe, oder wie Andre behaupteten, die geschiedene Frau eines ehemaligen Offiziers, der unter Napoleon Spionsdienste geleistet hatte und deshalb von seinen Kameraden im Regimente gezwungen worden, seinen Abschied zu nehmen. Beim Sturze des Kaiserreichs trieb sich dieser Mann brodlos herum, verfiel in niedrige Ausschweifungen, und selbst einst den polizeilichen Aufspürern angehörend, gab er selbst jetzt den Gegenstand dieser Verfolgungen ab. Er hatte, als sein Glück noch blühte, die uneheliche Tochter eines Advokaten geheirathet, und diese hübsche und junge Frau begleitete ihn auf seinen Reisen, nicht wenig zu den günstigen Erfolgen mancher schwierigen Unternehmung beiträgend. Bei diesen Verhältnissen hatte Madame Latour, dies war ihr eigentlicher Name, sich die Welt- und Menschenkenntniß erworben, die ihr im Verfolg ihres Lebens, als sie es für gut fand, sich von ihrem immer tiefer sinkenden Gatten zu

trennen, trefflich zu statten kam. Als Herr Latour in Paris verhaftet wurde, kam sie nach Brüssel und schlug hier, Anfangs unter nicht sehr glänzenden Auspizien, ihr Theater auf. Der Advokat, ihr Vater, war unterdeß gestorben, und von der reichen Erbschaft, die sie gehofft, hatte nichts sich realisirt, es lasteten im Gegentheil noch Schulden und die Anklage eines betrüglichen Bankerotts auf dem Andenken dieses Mannes, der schon im Leben gehaßt und gemieden worden. Lediglich auf ihre Klugheit und ihre Reize angewiesen, wußte Adelaide Latour sich bald Geltung und Ansehen zu verschaffen. Unter dem Anschein strenger Sittsamkeit und Zurückgezogenheit, in Trauer gehüllt als junge Wittwe, machte sie die Eroberung eines reichen Kaufmanns, der schon bei Jahren und Familienvater, die Thorheit beging, seine frühern Bande zu lösen, um sein Geschick mit dem der leichtfertigen Schönen zu vereinen. Der Erfolg war vorauszusehen. Die Verschwenderin brachte in kurzer Zeit große Schätze durch, und der Mann, den Gewissensbisse und Kummer verfolgten, starb in wenig Jahren, seine Verführerin verwünschend. Madame Latour ging nun auf

Reisen und nach Paris, wo sie neue glänzende Verbindungen knüpfte. Nicht mehr darum bemüht, ihrem Ruf ein schützendes Mäntelchen umzuhängen, überließ sie sich frei dem ungebundenen Treiben ihrer ewig begehrlischen und Abenteuer suchenden Natur. Trotz dessen war sie jedoch sehr empfänglich für gewisse Bezeugungen von Achtung und Aufmerksamkeit, und man konnte ihren Charakter, der im Grunde nicht schlimm war, zu sehr trefflichen Regungen bringen, wenn sie Beweise erhielt, daß man ihr ehrenwerthe Empfindungen und noble Grundsätze beimaß. Auf diese Weise war sie oft von Personen, denen es eben nicht darauf ankam, aus welcher Quelle sie die Gaben schöpften, die der Armuth zufließen, angegangen worden, bei wohlthätigen Sammlungen sich mit zu betheiligen, und sie hatte stets reichlich gegeben, in der Voraussetzung, daß dann ihr Name auf der Liste neben denen der vornehmen und guten Gesellschaft stände. Es war demnach nicht so ganz ungewöhnlich, daß die so oft und mit Recht getadelte schöne Frau mit Besuchen beehrt wurde, die sich die Miene gaben, nichts von den Gerüchten zu wissen, die in der Stadt umliefen, und die in ihr nur die

reiche Frau sahen. Franziska wußte dies, und als sie ihrem Bruder und dem Doktor versprach, zu Madame Latour hinzugehen, nahm sie eine jener fleißigen Sammlerinnen mit, die immer bereit sind für irgend einen wohlthätigen Zweck, der gerade in Mode ist, die Häuser der Fremden zu bestürmen. Madame Adelaide verschwieg wohlweislich, daß ihr Franziska sowohl, als ihr Bruder nicht unbekannt waren, sie nahm die Einladung an, um einen Teppich anzusehen, den Franziska vorgegab, in Arbeit zu haben, und der in den nächsten Wochen zur Auspielung kommen sollte. Somit war man ihres Erscheinens gewiß.

Der Abend kam. Zum ersten Mal überließ sie den kleinen Diener unangefochten ihrem Bruder, und von den zahllosen widersprechenden Bestellungen und Aufträgen, die jedesmal dem so sehr belasteten Paul gegeben wurden, kam heute von Seiten Franziska's kein einziger zur Sprache. Sie zeigte sich träumerisch und zerstreut. Je näher die Abendstunden heranrückten, und vollends, als bereits die Lampen gebracht und auf die Tische vertheilt wurden, um desto auffallender erschien der Schwester Betragen. Ist dir nicht wohl?

fragte er, als die Einsame mitten im Zimmer stille stehend einen verwirrten Blick auf die noch leeren Sitze und auf die Bilder und Büsten an den Wänden richtete.

Ob mir wohl ist? entgegnete sie rasch. O, ganz wohl.

So gefällt es dir denn, mein Kind, heute ein wenig liebenswürdig zu sein. Ich bitte um ein etwas freundlicheres Auge.

Es ist freundlich genug für deine widerwärtige Aufruhrstifterin — Und überdies, was mir an Liebenswürdigkeit abgeht, bin ich überzeugt, du ersehest es reichlich.

Alfred warf sich in einen Stuhl und sagte mit bekümmertter Miene: Franziska, ist das die Art, wie man ein gutes Werk ausübt? Bist du so wenig bereit, deine einmal übernommenen Pflichten zu üben? Denkst du in der That nur an dich, während du an Andre denken solltest?

Der Vorwurf in diesen Worten traf das Herz, dem er galt, schwer. Franziska eilte auf ihren Bruder zu, schloß ihn in die Arme, drückte

einen Fuß auf seine Stirn und sagte durch Thränen lächelnd: Du hast Recht — Alter! Aber glaub mir — ihr Männer seid doch entsetzlich: wen und was liebt ihr nicht Alles! Es kann Einen ein Grauen ankommen.

Aha! ist's so! lächelte Alfred, die Hand um die schlanke Taille des über ihn hingebogenen Mädchens legend. Doch gesteh ich selbst, diese Frau ist schön —

Franziska rief unwillig: Schön! — schön! — und immer nur schön! Ja — schön ist sie — aber — du mein Himmel! ist denn bei euch das immer nur das Erste und Einzige? Es ist doch zum Verzweifeln! Ist es nicht trostlos für unser armes Geschlecht, euch so jammervoll auf schwachen Füßen zu wissen? O, man könnte weinen. Es ist aber eben Gesetz und Berordnung: Leerheit, Frage, Geplapper — kleiner und gemeiner Berath, und dann ein abgenutztes Alter mit bequemer Tröstung — da habt ihr Männer euren Lebenslauf von Anfang bis Ende. Ihr fordert ein hübsches Gefäß, erhaltet es mit lauwarmem Wasser gefüllt und mit etwas Gift auf dem Boden,

ihr schlürft das Gift, es ist zu wenig um euch zu tödten, zu viel um euch gesund leben zu lassen; dann lebt ihr mit verdorbenem Magen kläglich weiter. — Alfred, Alfred — ich kann dir nicht sagen, wie mich die Liebe anwidert! Es ist so etwas von einem Apothekergeruch daran! Zum Uebelwerden!

Kind, wenn du nun selbst lieben wirst? —

Franziska faltete die Hände und schrie fast mit greller Lebendigkeit: Nein, siehst du, da schützt mich etwas gegen dieses Elend — etwas, wofür ich dem Himmel auf den Knien danke — ich bin nicht hübsch. Mich — mich werdet ihr in Ruhe lassen.

Alfred schob die Schwester mit sanfter Gewalt vor den Spiegel hin: Wage diese Lästerung jener Person ins Gesicht zu sagen! drohte er in komischer Entrüstung.

Franziska verhüllte ihr Antlitz. Ich weiß es, rief sie: was ihr hübsch nennt, worauf ihr losstürzt wie eine Koppel entfesselter Bestien, roh, wild, ekelhaft, gierig, sinnlos, lechzend, mordend,

zerreißend — das, das bin ich nicht. Dem Himmel sei Dank! An mir wird die wilde Jagd vorbeibrausen. Ich tauche tief unter in die hohen Gräser und Blumen der Wildniß — sie mögen über mich zusammenschlagen! Niemand — Niemand soll mich sehen.

Ihr Arm zitterte heftig in der umschließenden Hand des Bruders; als er sie an sich ziehen wollte, entriß sie sich ihm und floh eilig aus dem Zimmer.

Zur gegenüberliegenden Thür trat strahlend von Lieblichkeit und gefälliger Amuth Frau Lator ein. Sie erröthete, als sie den jungen, ihr wohlbekannten Mann allein fand, doch begrüßten sich beide mit Rücksicht auf den Ort, an dem sie sich fanden, ungezwungen und artig. Franziska kam bald darauf wieder herein, gefolgt von Paul, der ein ungeheures großes Theebrett mit Tassen und blizenden Kannen und Kännchen schwanfend vor sich hintrug. Der Doktor fand sich ein, und brachte noch ein paar Gäste mit, die Sammlerin, ein altes geschwäziges Fräulein, erschien ebenfalls. Der Teppich wurde gezeigt und bewundert.

Jetzt nahte der entscheidende Moment. Paul, der einen Wachtposten vor der Thüre eingenommen, meldete heimlich, daß er Herrn Ortwell die Straße herauf kommen sehe. Der Doktor und Franziska verschwanden aus dem Kreise, der um ein sehr luxuriöses Souper sich geschlossen hatte und nun begann heiter und selbst ausgelassen zu werden. Alfred vergaß die Freunde und seine Schwester, und sah nur die schöne Frau vor sich, die ihm neckende Vorwürfe machte und seine Scherze lachend erwiderte. Der Champagner kreiste, und die Gläser wurden stets neu gefüllt. Eine Trübselpastete war ganz nach dem Geschmack der feinen Kennerin und sie ließ sich eben nicht nöthigen. Unterdessen hatte sich Franziska in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, das an den Borsaal grenzte, in welchen Wilhelm jetzt trat und den Doktor bereit fand ihn zu empfangen. Wenn die Freunde nicht so sehr mit einander beschäftigt gewesen wären, so hätten sie die halbgeöffnete Thüre bemerken können, hinter der mit unruhig klopfendem Herzen Franziska stand.

Ist die Gesellschaft schon beisammen? fragte Wilhelm, indem er vorschreiten wollte, in einem gleichgültigen Tone.

Ja, sie ist bereits beisammen.

So muß ich mich entschuldigen, daß ich etwas spät komme und früh wieder gehen werde.

Halt!

Nun was soll's?

Auf ein Wort noch, ehe du eintrittst. Ich muß dir sagen, wen du dort findest —

Wilhelm trat bei dieser Anrede einen Schritt zurück; er veränderte die Farbe und sah mit einem forschenden und durchdringenden Blick den Freund an. Er wollte fragen, doch der Laut erstarb auf seinen Lippen. Er ließ sich willenlos von Robert zu einem Sopha führen, auf dem Beide Platz nahmen. Das Lachen und die lauten Scherze der Gesellschaft tönten aus dem dritten Zimmer herüber. Franziska bemerkte nur, daß der Doktor ihm einige Worte zuflüsterte und daß Wilhelm dann schnell seinen Hut ergriff und wieder fortgehen wollte. Robert hielt ihn mit Gewalt zurück. Der Zustand muß enden! rief er — diese Pein, du armer Junge, darf nicht länger dauern. Du weißt, daß wir verabredet haben, daß du sie se-

hen willst, ohne von ihr gesehen zu werden. Hier ist nun die beste Gelegenheit dazu.

Mein Himmel! aber du hättest mich vorbereiten sollen —

Nicht wahr, damit du dann hättest wegbleiben können! Jetzt bist du hier, und ich lasse dich nicht fort. Wilhelm, Wilhelm! sei ein Mann; wirf mit einem Schlage deinen Feind zu Boden. Oder willst du, daß dieses Gespenst ewig deinen Tritten folge, dir das Mark aus den Gebeinen sauge, daß du zu jeder kräftigen That, zu jedem edlen Willen künftig unfähig seiest?

Wilhelm rang die Hände.

Robert fuhr eifrig und heftig redend fort: Noch ist sie eine zu kurze Zeit wieder hier, um zu wissen, daß sie dich hier in der Stadt finden kann. Bedenke, wenn sie mit ihren Ansprüchen hervortritt, wenn sie deinen Namen sich beilegt, und das wird sie, wenn sie deine sichere Stellung, deine Aussichten für die Zukunft erfährt. Bis jetzt scheint sie in einem andern Plane befangen; wir wollen nicht abwarten, daß sie sich aus diesem

herausspinnt, um dann das neue Netz auszuwerfen. Du mußt sie sehen, dich überzeugen und dann — fort!

Wilhelm hatte während dieser Worte unwillkürlich auf die Stimmen aus dem Gesellschaftszimmer gelauscht. Er schüttelte das Haupt, horchte und schüttelte dann wieder. Endlich sprang er auf und rief: Nun wohl — ich will dir den Willen thun. Führe mich an die Thüre. Doch noch ein Wort, weiß Franziska —?

Niemand weiß, als du und ich, polterte Robert völlig wild und unbändig heraus.

Nun, sei nicht böse; sagte Wilhelm beschwichtigend; bedenke, daß ich zwischen Leben und Tod stehe. Während er einige Schritte vorwärts that, schloß sich die Thüre gegenüber, und die flüchtige schattenhafte Gestalt, die sich im Dämmerchein gezeigt, verschwand.

Wilhelm ging noch einige Schritte vor und blieb dann stehen. Er schwankte merklich, als Robert ihn am Arm faßte, um ihn in das dunkle Cabinet zu ziehen, von wo aus er die Gesellschaft

durch einen Spiegel beobachten konnte, der in passender Weite und Stellung sich befand. Vor diesen Spiegel wollte Robert den Freund hinführen, allein Wilhelm war nicht zu bewegen, auf das Gemälde zu sehen, das dieser Zukunft- und Zauberspiegel ihn bot.

Sieh — sieh! rief der junge Arzt; sie hebt so eben das Glas, um mit Alfred anzustoßen. Das Profil, hell beleuchtet, zeigt sich in seiner ganzen Schärfe. Ah — jetzt ist's wieder verschwunden.

Ich kann — ich kann nicht hinsehen! murmelte Wilhelm.

Du mußt! — rief Robert gebietend, er riß die Hand von den Augen des Zurückweichenden ab. Er stieß einen leisen Schrei aus: Sie ist's! O Gott — laß mich — laß mich! —

Er enteilte. Im Vorzimmer kam ihnen Franziska entgegen. Sie war bleich und konnte ihre Aufregung nicht verbergen. Sie ergriff Wilhelms Hand: Was ist, rief sie, was giebt's? Wir erwarten Sie schon lange, Herr Drtwell?

Ein plötzliches Unwohlsein, mein Fräulein, stammelte Wilhelm, indem er die Thür zu erreichen strebte und Robert mit sich zog. Der letztere gab Franziska einen Wink, daß sie zurückbleiben möchte. So eilten die Freunde ins Dunkel der Nacht hinaus.

Dritter Abschnitt.

I.

Diesen Abend war bei der Gräfin Lorraine eine Gesellschaft. Die Gemächer waren bereits erleuchtet, doch noch hatte sich keiner der Gäste eingefunden; die Gräfin, im vollen Anzuge, ging durch die Säle, gefolgt von ihrer Tochter, und Beide hatten ein etwas gelangweiltes und verstimmtcs Ansehen. Die Gräfin war eine Frau von noch imponirender Schönheit, obgleich sie bereits die Bierzig überschritten hatte, sie trug in gerader, stolzer Haltung einen üppig modellirten Nacken, ein schön gerundetes Schulternpaar zur Schau, und die Form ihres Kopfes, von einer einfachen aber äußerst vortheilhaften Anordnung des Haars gehoben, gab dem Kenner weiblicher Schönheit nicht den mindesten Stoff zum Tadel. Wenn

man etwas hätte rügen wollen, so war es die Miene, die etwas zu viel Prätenston, Kälte und Sicherheit zeigte, Eigenschaften, die die Welt selbst einer entschiedenen Schönheit auf dem Culminationspunkte ihres Glanzes nicht verzeiht, um so weniger einer, die von ihrer Höhe bereits einige Stufen herabgestiegen war. Die Tochter dieser schönen und stolzen Frau hätte, wenn sie von ihrer Mutter hätte getrennt erblickt werden können, einen lebhaften und gewinnenden Eindruck hervorgebracht, denn diese jugendlichen, dazu durch Kunst gepflegten und erhöhten Reize waren im Stande zu bezaubern und zu fesseln; allein die sich aufdrängende siegreiche Schönheit der Mutter war der Tochter nicht vortheilhaft, sie stellte sie in den Schatten. Dies wußte die Mutter, und unähnlich andern Frauen, die die aufblühende Fülle ihrer Töchter nicht gern neben sich gestellt sehen, aus Furcht, alsdann für sich die huldigende Beachtung einzubüßen, setzte gerade diese Mutter eine Art Stolz darein, daß sie den Wettkampf mit der Jugend nicht zu scheuen habe. In der That waren alle Huldigungen der Mutter zugewendet, und die Tochter — schien dies entweder in jugendlicher Unbefangenheit nicht zu sehen, oder sie hatte so

viel von dem Talent der weltmännischen Klugheit, oder Kunst der Verstellung von der Mutter geerbt, daß sie bereits verstand ihren Kummer und ihren Verdruß unter lächelnden Mienen zu verbergen.

Im Vorzimmer fand die Gräfin, als sie dem Zuge der Diener entgegentrat, die sich mit Räucherplatten in der Hand durch die Zimmer bewegten, eine ältliche Dame, die sich, ohne daß man ihr half, aus ihren Tüchern und Einhüllungen loswickelte, und nun in Verlegenheit gerieth, als sie die Frau des Hauses plötzlich auf der Schwelle der Thüre stehen sah. Das junge Mädchen eilte der Dame zu Hülfe, und diese nahm diese Dienstleistungen mit großer Freundlichkeit und den dankbarsten Versicherungen an. Ich bin etwas zeitig gekommen, rief sie unter tiefen Verbeugungen, weil ich hoffte, hier bei einer oder der andern Anordnung behülflich sein zu können.

Die Gräfin reichte ihr die Hand und führte sie in den Salon. Hier ließen sich beide Frauen nieder, während Iphigenie, so hieß die Tochter, vor einem Spiegel stehen blieb und an dem Bouquet weißer Rosen, die in die Lockenfülle ihres Haares sich bargen, ordnend richtete und änderte.

Die Gräfin musterte mit einem flüchtigen Blicke die schlanke Taille, die durch die emporgehobenen Arme noch mehr hervortrat, und dann rief sie ihrer Tochter zu: Ma chère, erinnere dich, daß du die Arme nicht zu hoch heben darfst, du könntest dir Schaden thun. Ich habe einmal, als ich mehr wie gewöhnlich in engem Corset eingezwängt war, mir eine Art Krampf in der Gegend der Lunge zugezogen.

Ah, ist's möglich! rief Frau von Berg, hatte meine theure Cousine je einen solchen Unfall?

Ich war damals sehr jung und sehr eitel, sagte die Gräfin mit einem flüchtigen Lächeln.

Iphigenie ließ ihre Arme etwas niedriger herabgleiten, aber zugleich brachte sie das Bouquet aus der Lage und trat heftig vor Verdruß mit dem Fuße auf.

Was ist nur, mein Kind? rief die Mutter verdrüßlich. Laß doch die Rosen an ihrer Stelle. Ich weiß nicht, wie man an solch geringfügigen Dingen mit so großem Eigensinn hängen kann. Stehen Sie auf, liebe Sophie, helfen Sie ihr.

O Mama, ich werde allein mit meinen Blumen fertig werden! Niemand kann mir helfen und

Frau Kapitänin nun gar nicht. Die hat längst vergessen, wie Rosen angebracht werden sollen.

Weil das Schicksal sie ihr nie auf den Weg gestreut hat, bemerkte die Angeredete mit einer kummervollen Miene.

Ah, mein Gott, fangen Sie nur nicht an, uns wieder etwas vorzulegen! hat die Tochter, und die Mutter warf ihr durch den Spiegel eine mißbilligende Miene zu. Sie winkte die alte Verwandte zu sich heran, zog sie mit einer rücksichtvollen und freundlich nöthigenden Bewegung aufs Sopha und sagte: Lassen Sie uns etwas plaudern, liebe Cousine. Meine Gäste kommen noch nicht, sie sind noch bei der Lady Lindhurst, und selbst Herr Dupré affectirt, dort eingeladen zu sein, obgleich ich für gewiß weiß, daß die Lady ihn nicht wieder aufgefördert hat, seitdem er das letzte Mal eine so unverschämte Note ihr zugesendet. Was mich betrifft, bei mir sind seine Forderungen immer mäßig; entweder hält er mich nicht für so reich und so großmüthig als Lady Lindhurst, oder er meint, daß ich nicht eine solche Närrin sein werde, seine schon ziemlich passirte Stimme so zu honoriren, wie ich die seines Nebenbuhlers honorire. Solche Geschöpfe, werden mit dem Alter

unleidlich. Der Geist, den der Künstler her-
eingebannt, ist verschwunden, und das hölzerne
Gehäuse, die Messingkapsel, in der die zierlich
klingenden Walzen einst gingen, bleibt uns allein
in der Hand. Wenn man sie nur zu einer ge-
wöhnlichen Tabatière brauchen könnte —; allein
nein, es soll immer noch ein erhabenes Kunstwerk
sein, und es ist nichts als ein unnützes Möbel.

Sehr wahr, sagte die Kapitänin, indem sie
sich mühte, einen Fleck, den sie eben jetzt auf ihrer
einzigen, so sorgfältig geschonten seidnen Robe be-
merkte, wegzutilgen.

Die Frage, die ich an Sie richten wollte,
fuhr die Gräfin fort, betrifft zunächst einen un-
serer Gäste für den heutigen Abend, ich meine
den —schen Gesandten.

Se. Excellenz, den Herrn von Ortwell? fragte
die Dame, plötzlich auffchauend und sehr lebendig.
O, ein vortrefflicher Mann!

Nicht so laut! flüsterte die Mutter, indem sie
mit dem Fächer leise auf die Tochter wies. Sphi-
genie hört uns, und ich bemerke, welch einen Ein-
druck die Nennung dieses Namens auf mein ge-
liebtes Kind macht.

Nicht den mindesten, Mama! rief die junge Dame, sich rasch vom Spiegel herumwendend: nicht den mindesten.

Die Gräfin zuckte die Achseln und lächelte geringschätzend. Sie fuhr fort mit ihrer Nachbarin zu flüstern. Wo haben Sie ihn kennen gelernt?

Madame, es sind ungefähr zwanzig Jahre her — oder nein, weniger, viel weniger, ich war damals eben erst und zwar sehr jung verheirathet; da fügte es das Geschick, daß Philibert —

Wer ist Philibert? —

Diese kalte Frage brachte die Wittwe außer sich; sie fuhr, ohne auf das zierlich gefältelte Tuch zu achten, mit diesem an die Augen und machte zwei heiße Thränen verschwinden, die eben aus den gerötheten Augenlidern hervorquollen.

Ah —! rief die Gräfin mit großer Güte in Ton und Miene, Philibert — so hieß der Kapitän. Mein Himmel, wie konnte ich nur das vergessen.

Es war seine erste Fahrt mit eigenem Fahrzeug. Es war eine Brigg: du lieber Gott, er pflegte zu sagen: ich und seine Brigg, wir hätten uns verschworen, ihn in dem nämlichen Jahre

zum Halbgott zu machen. Er meinte, wenn er den Verstand verlöre über sein Glück, so würde er dereinst im Himmel mich und seine Brigg anklagen. Du lieber Gott, er hat jetzt Zeit gehabt, diese Klage anzubringen.

Die Gräfin wartete geduldig, bis der Paroxysmus von Wittwentrauer bei ihrer Verwandten vorübergegangen, und dann ließ sie ein leises aber ungeduldiges Nun vernehmen.

Die Kapitänin achtete dessen nicht. Sie war willens noch lange bei den geliebten Gegenständen ihrer Erinnerung zu verharren. Ach, Madame, rief sie, wissen Sie, was es heißt, einen Mann lieben, wie der meinige war, einen Flottenkapitän? —

Wie sollt ich das wissen? fragte die Angeredete ungeduldig.

So wissen Sie überhaupt nicht, was Liebe ist. Einem gewöhnlichen Manne gut sein, der sich auf der Erde herumtreibt, auf dem sichern Boden, wo man ihn immer erreichen kann, wo er uns nicht zu ent schlüpfen vermag, das ist keine Kunst. Obgleich es auch da Fälle giebt, die zu den füzigen und besondern gehören; zum Beispiel, wenn der Mann mit einer Schauspielerin

davon geht, oder wenn er ein falscher Spieler ist und sich verstecken muß, oder wenn er ein grillenhafter Gelehrter ist und in irgend eine gefährliche Kluft im Gebirge hineinfällt — dennoch aber, behaupte ich, ist das alles Kinderspiel gegen das Verhältniß eines armen Weibes zu einem Manne, der die See befährt und auf den unermesslichen Gewässern sich umhertreibt. O meine theure Cousine, das ist etwas Entsetzliches! Diese Angst, dieses Beben, diese grauenhafte und händeringende Ungewißheit — beschreibt keine sterbliche Lippe, und wer die Marter einmal in seinem Herzen empfunden, der trägt als äußere Zeichen graue Haare und frühe Runzeln hinweg.

Die Gräfin glitt mit einem lächelnden Blicke über die falschen dunkelbraunen Stirnlocken der Sprechenden hin. Diese bemerkte es und rief mit dem wahren Tone der Leidenschaft und des Kummers: Nein — nein! Dieses Braun ist Lüge! Darunter ist es silberhell, und so wurde es in der einen Nacht, wo alle Stürme des Himmels losgelassen schienen, und wo ich meinen Philibert gerade auf dem gefahrvollsten Meere wußte. Er kehrte auch nicht zurück.

Die arme Frau jammerte laut auf, und die Gräfin sah sich verlegen und gelangweilt um. Im Vorzimmer fand eine Bewegung statt, es mußte jeden Augenblick der Eintritt der Gäste erwartet werden.

Da haben Sie's, Mama! da sitzt sie nun und weint! rief die Tochter, die im Hintergrunde des Gemachs den eleganten, modischen Flügel öffnete und leise mit der schönen Hand über die Tasten hinglitt.

Die Gräfin war im höchsten Grade beunruhigt, ihre weinende und trostlose Verwandte wieder in den gehörigen Stand zu bringen. Lassen wir das! lassen wir das! rief sie einmal uns andere. Wir wollten ja vom Gesandten sprechen.

Frau von Berg sah mit einem scheuen Blick auf; sie faßte sich, ihr Blick senkte sich wieder auf den Fleck auf dem Kleide, und dieser Gegenstand trat glücklicherweise in den Bund mit den Bemühungen der Gräfin. Die haushälterische und sparsame Frau vergaß den Mann, indem sie an das verdorbene Kleid dachte, und nun rief sie: Ja, ja, der Herr Gesandte — wo blieb ich doch in meiner Erzählung?

Sie haben noch gar nichts erzählt —

Doch, Madame — doch! Ich sagte bereits, daß dieser würdige Mann, der damals bei der Gesandtschaft in — angestellt war, meinem Manne die Pässe besorgte, die er auf keinem andern Wege bekommen konnte. Hab ich das etwa nicht schon gesagt? —

Es kommt hier darauf nicht an, bemerkte die Gräfin rasch. Sagen Sie nur, was wissen Sie von den nähern Verhältnissen dieses Herrn?

Mein Gott, sehr wenig! Er ist der Edelmuth, die Tugend, die Rechtlichkeit selbst.

Das frage ich nicht — sondern ist er von alter Familie? besitzt er Vermögen?

Was die erstere betrifft, entgegnete die Dame etwas pikirt, so hab ich gehört, daß er für seine Person erst geadelt worden, und Vermögen? Nein — er ist nicht reich.

Sie haben gehört? — Von wem haben Sie gehört.

Ich besitze eine Verwandte, die sich dem Schauspielfache gewidmet hat, entgegnete die Wittve. Es ist ein junges, liebenswürdiges Wesen.

Und die —

Ja, und die kennt den Minister —

Ah — ich verstehe! Eine junge Schauspielerin.

Nein, nein, Madame! Sie verstehen nicht. Mein Gott, ich glaube der Herr Gesandte hat einen Charakter, der sehr wenig zu Liebe und Zärtlichkeit sich neigt.

Es ist wahr, setzte die Gräfin hinzu, ich sah ihn immer düster und in Träumereien versenkt, und ich sehe ihn doch ziemlich oft.

Man sagt, in Ihr Haus, theure Cousine, käme er fast alle Tage, forschte die Wittwe.

So ist's, entgegnete die Gräfin kurz.

Oh! murmelte die Verwandte, und warf einen Blick zurück auf die schöne schlanke Gestalt, die sich noch am Flügel zu thun machte. Die Erklärung dürfte nicht lange gesucht werden.

Aber Sie sagen eben, sagte die Gräfin heimlich, daß sein Wesen trüb und mißgestimmt sei. Wie läßt es sich denken, daß er hier etwas finde, was ihn erheitere.

Warum käme er denn sonst? sagte die Kapitänin schlaun. Entweder die Mutter oder die Tochter ist es, die ihn anlockt. Ich möchte aber hier auf die erstere rathen.

Die Gräfin hätte ihrer Verwandten diese Wendung nicht zugetraut, dennoch begnügte sie sich, mitleidig zu lächeln, wie über einen allzuküh-

nen aber doch gutmüthigen Scherz. Wissen Sie nicht, hub sie schnell an, ob nicht irgend ein Verbrechen, eine Schuld den Mann drückt, um de-
rentwillen er so finster ist?

Ein Verbrechen! rief Frau von Berg heftig. Er und ein Verbrechen! Eher könnte ich etwas begangen haben, worauf das Henkerbeil oder die Galeere stände. Nein, Madame, Männer, wie Herr von Ortwell, tragen das Siegel ihres inneren Werthes an der Stirne.

Oh, welcher Mann trüge je sein wahres Wesen zur Schau? fragte melancholisch die schöne Frau, indem sie langsam und in finsterner Miene ihren Fächer entfaltete und wieder zuschlug.

Es ist wahr! rief die Kapitänin, die ihre Verwandte staunend und erschreckt über die dunkeln Wolken, die über die schöne Stirn hinglitten, anschaute. Es ist wahr, wir können betrogen werden — aber Herr von Ortwell ist keiner von denen, von welchen eine arme Frau dergleichen zu befürchten hätte. Wenn ich eine Tochter hätte und ich wünschte, daß sie rein bliebe, unzerstört von dieser schrecklichen Welt, in der wir gelebt und gelitten, so würde ich suchen sie diesem Manne zu verbinden. Es giebt Augenblicke, meine theure

Cousine, wo eine auch noch so eitle und frivole Mutter doch eine edle Regung empfindet, und die giebt sich darin kund, daß sie einen Theil der bittern und schweren Lasten, unter denen ihre eigne Herzensreinheit und Charakterunschuld verloren ging, ihrem Kinde zu ersparen wünscht.

Die Gräfin erhob sich und trat ans Fenster. Die Wittve blickte ihr bekümmert und gelassen nach. Eine Pause entstand, während Niemand im Gemach sprach und sich rührte. Dann trat sie wieder zu ihrer Verwandten heran und sagte in einem einschmeichelnden Tone: Nun wohl, meine Freundin, so wird es denn Ihrer jungen Schönen möglich sein, etwas über den Grund der Düstereit und Niedergeschlagenheit des bewußten Mannes in Erfahrung zu bringen. Ich würde ihr dankbar sein. Mir ahnet, wie gesagt, irgend ein nicht sehr erfreuliches Geheimniß.

Meine junge Künstlerin — stotterte die Dame — ich weiß in der That nicht, wo sie sich jetzt befindet.

Ist sie nicht hier in Paris?

Nein — o dann wäre es ein Leichtes.

Gleich viel, Sie correspondiren doch mit ihr?

Ah, Madame; ich habe seit meines Mannes Tode keinen Brief mehr geschrieben, außer die nöthigen Geschäftsbriefe, die nicht hieher gehören. Mein Herz ist für freundschaftliche Mittheilungen erstorben. Den letzten Brief schrieb ich an Philibert und — ach, ich erhielt keine Antwort.

Die Gräfin empfand eine lebhafte Furcht der Erneuerung der Reminiscenzen der zärtlichen Wittwe, sie eilte also, das Gespräch rasch über dieses Hemmiß hinwegzuleiten. Ist Ihre Börse gefüllt, Cousine? fragte sie rasch. Ich werde Sie bitten, die meinige zu nehmen. Sie werden statt meiner heute Abend die Parthie mit dem alten Lord Sounderfield machen.

Aber, meine theure Cousine —

Keine Einwendung! Man sagt immer, daß ich in meinem Salon Sie zurücksetze; das darf nicht gehört werden. Ich achte Sie hoch und stelle Sie an den besten Platz. Der alte Lord sieht und hört nichts — er wird Sie kaum erkennen, und ich — werde für die junge Prinzessin Semiani mich opfern müssen.

Ah — dieses Wunder von Schönheit! —

Ja, dieses Wunder. Sie kommt mit ihrer Gouvernante, der Gesellschafterin, ihrem Argus, Sternberg, Wilhelm. I.

mit der fatalen, puritanischen Miß Bathhurst. Dieses Geschöpf, das aus lauter Phrasen aus den Kirchenvätern zusammengesetzt, und trocken und häutig wie eine vergilbte Familienpostille anzusehen und anzufühlen ist, hat die Ehre, meine *bête noire* zu sein. Ich werde heute zu leiden haben. Darum müssen Sie sich nicht weigern, mir beizustehen.

Wenn ich nur heute nicht gerade den fatalen Fleck auf meiner Andrienne hätte —

Die Gräfin achtete keiner Widerrede. Der Diener öffnete die Thüre und ließ einen langen, dünnen Herrn ein, der leise über das Parkett hinglitt, und sich der Dame des Hauses mit einem vertrauensvollen Lächeln näherte. Wo ist Emil? fragte diese.

Ich habe ihm anempfohlen, noch etwas mit seinem Erscheinen zu zögern, entgegnete der Ge-fragte. Sie wissen, er sieht nicht zu seinem Vortheil aus, wenn er erhitzt ist, und unglücklicher Weise haben gerade heute die jungen Leute ein Diner gehabt, bei welchem dem Weine stark zugesprochen worden.

Ah — sagte die Dame — aber er wird doch kommen.

Sicherlich. Der Herr warf einen prüfenden Blick durch den Saal, grüßte mit einem freundlichen Kopfsneigen Iphigenien und machte eine gleichgültige kurze Verbeugung der Kapitänswittwe, dann nahm er der Gräfin Arm, und indem er ihr zuflüsterte: ein Paar Worte im Vertrauen! führte er sie in den anstoßenden Salon, wo man beide im eifrigen Wortwechsel auf und abgehen sah. Unterdessen kamen einige Gäste, die Iphigenie empfing. Unter diesen war auch der Minister.

Wir sehen unsern Freund und den Helden dieser Geschichte wieder in einer etwas veränderten Erscheinung. Er ist voller, kräftiger geworden: seine Haltung ist die eines Mannes nahe den Vierzigen, und Miene und Wort zeigen ungesucht die bedeutende Stellung, die er in der Gesellschaft einzunehmen berechtigt ist. Aber für uns, die wir ihn näher kennen, ist der frühere Ortweil noch deutlich sichtbar. Unter den etwas erstarrten Linien dieses edlen Gesichts blickte, wer die Kenntniß früherer Zeiten mitbringt, und wer mit dem Auge liebender und prüfender Beobachtung sieht, noch der schwärmende heißblütige Jüngling, der leidende und entsagende junge Mann

hervor. Dieses Auge hat noch lange nicht sein Glühen aufgegeben; es ist die Quelle der Poesie, diese ursprüngliche und nie zu tilgende Jugend in jedem Menschenantlitz, noch nicht versiegt, sie sprudelt wie früher, allein dicke Schatten überwölben sie und ihr heimliches Blinken wird nur in unbeachteten Augenblicken dem Auge des Fremden sichtbar. Ortwell kann jetzt noch verführen, und er verführt auch — zwar ohne es zu wissen und zu wollen; aber er verführt doch nichts desto weniger, und zwar Seelen und Gemüther, die eben nicht leicht zugänglich sind dem Spiel der Eindrücke. Es waren harte weibliche Charaktere darunter, von der Welt in diamantne Spitzen und Kanten geschliffen, von der Selbstsucht im Feuer vergoldet, von der Eitelkeit unverwundbar gemacht, und gerade diese Gepanzerten, deren Stunde, wie man fast glaubte, nie schlagen würde, gerade diese hatte der Mann von dem festen Antlitz und der innern Bewegung so außer sich selbst zu setzen gewußt, daß ihre Niederlage offenkundig wurde. Einem Andern hätten diese Triumphe geschmeichelt, Wilhelm stimmten sie noch düsterer und niedergeschlagener als er ohnedies war. Wenn er einen Vertrauten gehabt hätte, und er hatte

in diesem Augenblicke leider keinen, so würde er ohnfehlbar diesem an die Brust gesunken sein und ausgerufen haben: Ach, wozu dies Alles! Darf ich denn dem Leben noch irgend eine Gabe abfordern? Hab ich nicht schon Alles gehabt und empfangen, was es geben kann? Man suche, wenn man sich am Spiel der Welt innerlich ergözen will, andre Herzen auf, die noch empfänglich sind, die noch Thorheiten begehen, die noch Schwächen äußern können; was das meinige betrifft, so hat es seine Blumen, seine Sonnen, seine Blißstrahlen gehabt.

Dieser Mann trat jetzt ein, und wurde von zwei Augen sogleich bemerkt, wenngleich diese zwei spähenden Augen eben in einem dichten Gewirre drängender Gruppen sich befanden. Es waren dies die Blicke Iphigeniens. Sie machte sich von ihrer Umgebung nicht los um dem Eintretenden entgegen zu eilen, dies hätte sich nicht geschickt, allein sie winkte der entfernt stehenden Mutter, und diese folgte der Richtung der Augen der Tochter und traf auf die würdevolle und anmuthige Erscheinung des neuen Gastes, dem sie heute mit einer gespanntern Erwartung, wie sonst wohl, entgensah, weil sie dem Ziele einiger ih-

rer ehrgeizigen Pläne gerade an diesem Abende besonders nahe zu sein hoffte. Sie benutzte die Nähe ihres Begleiters, der ihr noch immer dicht zur Seite geblieben war, um die Herren einander bekannt zu machen. Fürst Semiani! — Herr von Drtwell! —

Der Fürst knüpfte nun mit dem Diplomaten ein Gespräch an, das von beiden Seiten mit Artigkeit geführt wurde, allein sich nicht aus den Schranken der gewöhnlichsten Salonsconversacion entfernte. Wilhelm hatte diesen hageren, stolzen Italiener bisher vermieden, wo er ihn getroffen, denn das Wesen dieses eitlen Mannes, der, ein Sechziger, noch der jungen Mann spielte, und von dem der Ruf die gehässigsten Anekdoten einer Demoralisation, wie sie selbst in den verderbtesten Kreisen der höhern Gesellschaft zu Anfang des Jahrhunderts fast ohne Beispiel war, erzählte, war eben nicht geeignet die Theilnahme unsers Freundes für den Mann zu erwecken. Hier, wo das Zusammentreffen nicht zu vermeiden war, benahm sich Wilhelm, wie sich jeder Weltmann in ähnlichen Verhältnissen benimmt, er unterhielt sich frei, heiter, höflich, und Niemand hätte die scharfe und bittere Animosität ahnen können, die der Eine dieser Vorgesell-

ten gegen den andern im Herzen spürte. Was den Fürsten betraf, so war sein durch alle mögliche Lagen und Eindrücke schon so völlig abgenutztes Gemüth gar nicht fähig, eine Erscheinung, sie mochte sein welche sie wollte, auf sich angenehm oder unangenehm einwirkend zu fühlen; er war im höchsten Grade apathisch, und wenn sein Gesicht die üblichen Grimassen von Freude, Wohlwollen, Ueberraschung, und wo es sein mußte, Unwillen, zu Stande brachte, so waren es nur die einst eingeübten Muskelbewegungen, die die Gesichtslarve jetzt unwillkürlich und oft an der unrichten Stelle ausübte. Die schwarz gefärbten stark markirten Augenbrauen, ähnlich denen, die in dem weißgeschminkten Gesicht der Maske des Pantalon eine so auffallende Wirkung machen, waren in einer fortwährenden zuckenden Bewegung, und oft fuhren diese zwei schwarzen, drohenden kompakten Wollen hoch in die Höhe, ohne daß das Gespräch dieser Mimik irgendwie eine Deutung gegeben hätte; allein dies waren eben die selbstständig spielenden Muskeln. Wenn dieser abgenutzte Mann, an dem Alles, was bei Andern menschlich pulsirt, zu Asche verbrannt war, nur irgend zu einer Betrachtung über die Gegenstände

um ihn her, sich aufgelegt fühlte, so machte er von Wilhelms Persönlichkeit den Schluß, daß derselbe zu jener, ihm verhaßten jüngern Generation von Weltleuten und Diplomaten gehöre, welche nach einem läppischen neuen Regime, in welchem Ehrlichkeit und Charakter gefordert wurden, angestellt sei. Er fühlte daher ein kleines Mißbehagen, als er zufällig einmal seinen stets irre gehenden Blick fixirte und nun auf zwei dunkle, ernste, tiefblaue Augen traf, die eine ihn verwirrende unverständliche Macht auf ihn ausübten. Er hütete sich darum zum zweiten Mal, Wilhelm anzusehen, und Wilhelm seinerseits betrachtete lieber die Halstuchschleife des Mannes, als daß er sich nochmals in das Labyrinth dieser, von dicker weißer und rother Schminke halb überdeckten Runzeln vertiefte. Das Gespräch nahm sein Ende durch das Hereintreten einer jungen Dame, die von einer Gesellschafterin begleitet war. Der Fürst und die Gräfin bewegten sich rasch auf diesen neuen Ankömmling zu. Wilhelm kam den jungen Damen, die sich in der Ecke des Saals um ein daselbst aufgestelltes Gemälde gruppiert hatten, nahe, und Iphigenie wandte sich zu ihm hin, ihn um sein Urtheil über das Bild fragend.

Von diesem mittelmäßigen Kunstprodukt, über das sehr wenig zu sagen war, da die Gräfin, die keine Kennerin war, es nur gekauft hatte, um einer einmal eingegangenen Verpflichtung gegen irgend eine der vielen bettelhaften Verloosungen und Kunstausstellungen zu genügen, ging das Gespräch auf die Personen über, mit denen der Saal sich unterdeß gefüllt hatte. Wilhelm sprach gerne mit der jungen Comteß, weil sie ihm mit Offenheit und Vertraulichkeit entgegenkam, und er das Bedürfniß fühlte, etwas von seinem eigenthümlichsten Wesen, wo es sich nur irgend thun ließ, der Unterhaltung beizumischen. Ein sehr feiner moralischer Takt sagte ihm sogleich, wo er dies wagen könne, und wo er es entschieden zu vermeiden habe. Mit der Gräfin Mutter, dies hatte er bei dem ersten Gespräch mit ihr sich gemerkt, war ihm diese Freiheit nicht vergönnt: von dieser Seite her konnte er auf kein Einverständnis einer Art hoffen; aber bei Iphigenien war es anders. Obgleich auch sie die wahre Tochter ihrer Mutter war, und in der Schule der großen Welt erzogen, sich gehörig weit, wie es gefordert wird, von den ursprünglichen Regungen und Aussprüchen eines kräftigen und wahren Temperaments, eines

gesunden Urtheils und einer energischen Willensmeinung entfernt hielt, so schimmerte doch, selbst bei der offenkundigsten Falschheit und Raffetierie der jungen Welt dame, ein Quell unverdorbenener Jugend durch, der sich in gelegentlichen fecken Ausbrüchen der Laune und des Urtheils kund gab. Wilhelm liebte bei einer Frau nichts so sehr als diese Ursprünglichkeit; vielleicht liebte er sie gerade deshalb, weil er wußte, daß bei dem Geschlecht alle Hebel der Erziehung angewendet zu werden pflegen, um es zu einer lästigen, mechanischen Gleichförmigkeit herabzuzwingen. Ein Gemüth, das diesen Zwang überdauert, ein Sinn, der diesem starren Exercitium nicht unterliegt, hat innerlich genugsam Elasticität, um auch zu größern und edlern Anstrengungen und Lebensregungen befähigt zu sein. Wilhelm war glücklicherweise so weit bereits mit Sphigenien vertraut, daß er ihr offen sagen konnte, was an ihr ihm gefiel und was ihm an ihr als Fehler oder als Ziererei erschien. Sie folgte ihm, manchesmal mit Lachen, manchesmal mit einer kleinen Röthe des Unwillens, den sie aber nie aussprach. Wilhelm imponirte ihr; sie lernte durch ihn dies Gefühl kennen, das ihr weder ihre Mutter, noch

irgend eine ihrer vielen Bonnen und Lehrer hatten einflößen können.

Er setzte sich auch jetzt etwas ermüdet in einen der entfernt stehenden Sessel und Iphigenie, wie sie oft that, stand — nicht saß — ihm zur Seite. Die alten Erziehungsregeln des Salons hätten mit Empörung eine solche Freiheit im Verkehr eines Herrn mit einer Dame betrachtet, und selbst die moderne Sitte war nicht mit der Ungelehrtheit, mit der laxen Form, die sich hier zeigte, einverstanden. Allein Wilhelm erlaubte sich diese Form, und sie wurde ihm verziehen. Es war bei ihm jedoch durchaus keine Spur von Zügellosigkeit, oder jener cynischen Bequemlichkeitsliebe vorhanden, die die modernen jungen Ungethüme unserer Salons so widrig in diesen Lizenzen der Sitte zur Schau tragen; wenn Wilhelm sich dergleichen erlaubte, so nahm sein Wesen den Charakter an der anmuthigen Rückkehr von einer steifen Umgangssitte zu der feinen, artigen, aber nicht pedantischen Bequemlichkeit des vertrauten Umgangs. So wie er jetzt dasaß, konnte ein älterer Bruder seiner Schwester gegenüber sich befinden; es konnte ungewohnt dem Blicke sein, einen Mann so sitzen zu sehen, allein ungebührlich oder

gar unziemend und verlegend konnte es Niemand finden. Die sanften, edlen Gesellschaftsformen Wilhelms versöhnten und deuteten jede Freiheit, die er sich nahm.

Nun, meine theure Iphigenie, was haben Sie mir zu sagen? sagte der junge Minister mit einem aufmunternden und gutmüthigen Lächeln. Warum haben Sie mir so geheimnißvoll hierher gewinkt?

Iphigenie zerpflückte eine Blume in einem der prächtigen gefüllten Vasen auf dem Spiegel-tisch und sagte mit einem kurzen Seitenblick und einem schmollenden Zug um den hübsch geformten Mund: Was ich Ihnen zu sagen habe? O, können Sie in der That noch darauf begierig sein; nachdem Sie eine Woche haben hingehen lassen, ohne sich um mich und meine Geheimnisse zu kümmern.

Das ist mein Geheimniß, entgegnete Wilhelm mit verstelltem Ernst.

Sie haben also ein Geheimniß, das die meinigen zu erforschen Ihnen nicht Zeit läßt?

So könnt' es beinahe sein.

Nun, dann sage ich auch nichts, und wir sind quitt.

Aber meine Geheimnisse, fuhr Wilhelm fort, mit einem glänzenden und freundlichen Blicke die schöne Gestalt messend, sind erbärmlicher Natur, sie sind kleinlich, trocken und ermüdend. Wenn ich sie Ihnen nicht mittheile, Comteß, so thue ich es, weil ich Erbarmen und Mitleid fühle mit der Laune und Frische Ihrer schönen Jugend. In meinem Gedenkbuch liegen nur getrocknete Blumen — Sie haben frische —

Da sehen Sie, wie meine frischen Blumen aussehen! rief das Mädchen und ließ die halb zerrissene, halb ihrer Blätter beraubte Nelke in seinen Schooß gleiten. Ich könnte auch klagen und könnte auch melancholisch und träumerisch aussehen, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen. Wohin steht Ihr Blick so gespannt?

Um — auf etwas Gleichgültiges.

Nein — nein. Sie können so nicht auf etwas Gleichgültiges sehen. Verstellen Sie sich nicht, ich bitte. Wenn Sie immer an mir etwas zu tadeln haben, und mich nicht wahr und offen genug finden, so muß ich doch auch hier und da meine Meinung sagen dürfen.

Die sollen Sie sagen.

Nun gut —, was beobachteten Sie eben?

Wenn Sie es denn wissen wollen — das junge Mädchen dort. Ich sah sie schon vorhin eintreten und mit besonderer Aufmerksamkeit von Ihrer Mutter und dem Fürsten empfangen werden.

Die Prinzess Semiani.

Eine Tochter des Fürsten?

Nein! O das wäre ein Entsetzen, wenn die Arme einen solchen cher papa hätte! Sie hat aber das Mißgeschick, mit ihm verwandt zu sein, und trachtet danach, diese Bande noch enger zu knüpfen.

In wiefern?

Sehen Sie hinter dem Stuhl der jungen Fürstin den bleichen jungen Mann mit dem rothen Flecken im Gesicht?

Ich sehe. Nun?

Das ist der junge Fürst Semiani, und der Vater will ihn mit dem Mädchen verbinden.

Das darf nicht sein! Das wäre ein sehr ungleiches Paar.

Finden Sie? —

Ja, sehen Sie denn das nicht selbst?

Nicht so eigentlich. Sie scheint mir etwas einfältig und asbern und er — er hat diese bei-

den Eigenschaften im erhöhten Maaße, wie es denn auch in der Ordnung ist, daß der Mann immer die Frau übertrifft.

Was sagt denn Ihre Mutter dazu?

Sie sucht die Parthie zu Stande zu bringen.

Weshalb?

Erstlich weil es der Fürst wünscht und sie gerne diesem Alles zu Gefallen thut, was nur irgend in ihre Macht gegeben, und dann — weil sie wahrscheinlich wie ich denkt, diese zwei paßten für einander.

Das kann Sie unmöglich denken! Welch ein beklagenswerthes Opfer wäre alsdann dieses Mädchen.

Iphigenie schüttelte den Kopf und verzog spottend den Mund, ohne ein Wort zu erwidern.

Nun, Iphigenie?

Was?

Ich frage, was der Fürst für Gründe hat diese Heirath zu wünschen?

Ah, Sie sind noch immer bei dieser Heirath. Was der Fürst für Gründe hat? — Weiß ich das. Er will sicherlich das große Vermögen der jungen Person in sein Haus bringen. Dieses Haus soll sehr verschuldet sein.

Das ist die Welt, in der wir leben! seufzte Wilhelm unwillkürlich, und als seine Zuhörerin ihn mit großen fragenden Augen ansah, rief er leidenschaftlich: Ich kann mich nie — nie daran gewöhnen.

An was?

Mein Himmel, Iphigenie, Sie fragen wie ein Kind. Ist es nicht grausenerregend, einem solchen Handel zuzuschauen, ohne Macht zu haben, dagegen einzuschreiten?

Iphigenie lächelte kalt, und dieses kalte Lächeln schnitt Wilhelm durch die Seele. Er wandte sich unmutig von dem Mädchen ab. Diese rief erstaunt: Mein Gott, wie Sie nun wieder sind! Das ist ja etwas ganz Alltägliches. Man möchte oft glauben, wenn man dergleichen Aufwallungen bei Ihnen beobachtet, daß Sie sehr wenig unter Menschen gelebt haben.

Unter Menschen! Ach, Iphigenie, Sie sprechen wahr! ich lebte auch wenig unter Menschen.

Im Salon, meine ich.

Wilhelm war im Innersten verstimmt. Er schwieg und Iphigenie verließ ihn. Sein Blick weilte noch eine Zeit auf dem neuern Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Beobachtung. Er fand,

daß die junge Schöne ziemlich allein blieb, da es ihr, oder vielmehr ihrer Begleiterin gelungen war, einige überlästige Herren aus der Nähe zu vertreiben. Die Gräfin nahm später an ihrer Seite Platz und hielt die Hand des jungen Mädchens mit einer großen vertrauensvollen Bewegung in die ihre geschlossen. —

Wilhelm blieb nicht lange. Er entfernte sich und folgte einem Bekannten, den er auf der Straße fand, noch auf einige Augenblicke ins Schauspiel, wo er den letzten Akt der Darstellung sah.

II.

Es ward „Phädra“ gegeben. Es war eine Ueberschung schon ganz besonderer Art, als Wilhelm beim Eintreten in das Haus sich die bekannten Worte zugerufen fühlte, die ihm seit jenen unvergeßlichen Ereignissen unverwüstlich ins Gedächtniß geprägt waren; allein sein Erstaunen sollte noch steigen, als er die Schauspielerin, die die Phädra gab, näher ins Auge faßte und sich nun nicht länger weglängnen konnte, daß er diese Stimme, diese Gestalt, diesen Blick bereits kenne. Franziskas Name kam ihm auf die Lippen, und er hatte Mühe, ihn nicht laut auszurufen. In der That, sie war' es selbst, nur voller, größer, in Schönheit und gleichsam heroischer Würde entwickelt. Es mochte etwas die sehr fleidsame Tracht

hierzu beitragen, aber das Auge des Freundes sah scharf, er durchschaute, was der Prunk der äußern Ausstattung, der Glanz der Situation herliehen, und blieb bei seinem Urtheil, es müsse körperlich eine sehr günstige Aenderung mit dem lieben Mädchen vorgegangen sein. Er war so lebhaft erfreut, sie wiederzusehen, daß er nun mit Ungeduld den Schluß der Tragödie erwartete; ja die furchtbaren Scenen des Endes, wo die Künstlerin alle ihre Mittel aufbot, das Publikum in Leidenschaft und Trauer für sich hinzureißen, machten auf ihn einen peinvollen Eindruck, er fühlte den Contrast mit seiner eignen Stimmung zu grell. Der schöne Mund, der sich in Schmerz und Groll verzog — er hätte ihn gerne sich zulächeln sehen, das Auge, das im Wahnsinn rollte, in diesem Augenblick wünschte er es sich mit der gewohnten lieblichen Sanftmuth einer heitern Begrüßung zugewendet. Doch war er bei allem dem nicht so zerstreut, daß er nicht hätte bemerken sollen, welch ein feines Verstandniß auch in der Kunstproduktion ausgedrückt war, und wie auch hier Freudiges und Unvermuthetes ihm geboten wurde. Endlich wurde die unglückliche Phädra abgeführt, nachdem sie erklärt

hatte, daß sie sich bereits selbst den Tod gegeben, daß sie Gift genommen. O wie schön! rief Wilhelm triumphirend, daß das Alles nur Lüge ist, daß ich dich, theure Freundin, hinter diesen gemalten Tempeln, diesen papiernen Triumphbögen wohlbehalten begrüßen werde, und daß Medea und ihr aus Athen mitgebrachter Giftrank nicht im mindesten das frohe kleine Souper stören werden, das wir zusammen mit einander verspeisen wollen.

Mit diesen scherzhaften Vorstellungen irrte Wilhelm im Corridor umher, und traf dort auf ein ebenfalls wohlbekanntes Gesicht, auf Paul, der mit einem ungeheuern Ballast von Mänteln, Tüchern, Boas und Ueberschuhen befrachtet sich mühsam durch das abziehende Gedränge Bahn brach. Als dieser treubeflissene „Diener zweier Herrn“ Wilhelm erblickte, erglühete sein freundliches Antlitz in einem besondern Freudenfeuer. Es fehlte nicht viel, daß er nicht sämmtliche ihm anvertraute Schätze zu Boden geworfen hätte.

Paul! rief Wilhelm, deine Gebieterin ist hier? —

Ja, gnädigster Herr; wir sind hier, schon seit einigen Tagen. Oh — was wird sich Mademoiselle freuen! Ich will nur sogleich —

Ist sie allein?

Nein, unser Bruder ist mit. Aber der Herr ist nach Rouen gefahren, und hat mir befohlen, daß ich ihm morgen nachreisen soll. Ach, es ist immer die alte Geschichte — beide haben mich immer zu gleicher Zeit nöthig. Aber ich habe mich ausgesprochen, gnädiger Herr, ich habe mir den Muth genommen und mich ausgesprochen. Hier in Paris muß es anders werden: die Mademoiselle muß einmal dazu gelangen, mich allein zu besitzen. Aber es wird schwer gehen: wir lieben uns Drei einander so sehr, und Keines will für sich leben.

Wilhelm lachte. Du bist unterdeß groß geworden, Paul, und ein ganz hübscher Bursche.

O ich bitte! — aber unsre Schwester ist schön! Haben Sie sie gesehen, Herr, heute Abend? Aber die Pariser jungen Herren wissen das schon, und ich habe schon gewisse Bilette mit Gesuchen erhalten.

So, nun so nimm noch dieses zu den andern. Ich fürchte, Mademoiselle ist zu erschöpft, um mich heute Abend sehen zu wollen; hier steht meine Wohnung aufgeschrieben, ich erwarte, daß

sie mich morgen wird zu sich bescheiden lassen. Hörst du?

Wie sollte ich nicht. Aber die Mademoiselle wird Sie sicherlich noch heute Abend sehen wollen. Wenn Sie einen Augenblick hier verziehen, ich bin gleich mit der Antwort da. Er nickte Wilhelm zu und schoß wie ein Pfeil die Garderobentreppe hinauf.

Es dauerte nicht lange, so kam er wieder, und dicht hinter ihm Franziska, noch geschminkt und mit einem Theil ihres phantastischen Anzugs. Sie hatte sich nur so viel Zeit genommen, eine Seidenmantille über zu werfen. Sie lächelte freudestrahlend, und in der dunkeln Ecke an einer der Prosceniumlogen, umdrängt von Massen wildfremder Menschen, sahen und begrüßten sich die zwei guten, glücklichen Menschen mit aller Innigkeit und Freude, die ihren Herzen so natürlich war. In Franziskas Wagen mußte Wilhelm Platz nehmen, eine ältere Freundin, in deren Geleitschaft die junge Schauspielerin gekommen war, war die dritte, Paul schwang sich neben den Kutscher, und so fuhr diese kleine, vertraute Gesellschaft in eine entfernte Straße, wo ein hübsches Quartier von den Geschwistern gemiethet worden war. Franz-

ziska eilte nur, um noch vollends ihre Toilette zu ändern, und erschien dann in einem reizenden Hauskleide, ganz dem ähnlich, in welchem Wilhelm sie in Brüssel so oft gesehen, an dem Theetisch, und ordnete mit anmuthig geschäftigen Händen alles gerade so an, wie sie wußte, daß der theuere Gast es liebte. Wilhelm fühlte sich unbeschreiblich wohl. Jetzt sah er, daß seine Wahrnehmungen nicht Täuschungen gewesen, Franziska war in der That schöner und blühender, geistig und körperlich gereifter, als die kühnste Hoffnung es hätte erwarten dürfen, bei einer so zarten und nervösen Natur, wie die ihrige. Franziska nahm die hierher bezüglichen Lobsprüche mit Lächeln hin. Nach einer kleinen Pause sagte sie: Ich bin nicht so wohl und frei, wie ich jetzt erscheine: die Freude hat mir einen trügerischen Schimmer geliehen.

Die Freude über den Beifall, den Sie gerndtet, meine Theuere, sagte die ältliche Dame. Es war wahrlich für ein erstes Debüt alles, was man fordern kann.

Gewiß, entgegnete Franziska rasch; aber ich weiß, daß ich besser spielen kann. Wenn gewisse Leute im Theater sich eingefunden hätten, und ich hätte hiervon Kenntniß gehabt, ich hätte dann

besser gespielt und wäre des Beifalls würdiger gewesen.

Gewisse Leute? wiederholte die alte Dame lächelnd, und sah Wilhelm an.

Franziska fügte nachdenklich hinzu: Aber vielleicht auch schlechter! Denn die Angst, es gut zu machen, bringt oft das gänzlich Verfehlte hervor. In den Memoiren der Clairon steht aufgezeichnet, daß sie, um gut zu spielen, nie wissen wollte, ob gerade dieser oder jener ihrer Freunde im Schauspiel gegenwärtig war. Ich begreife das. Man muß ans Große, Ganze denken.

Alsdann, schob Wilhelm ein, machen Sie sich darauf gefaßt, jedesmal schlecht zu spielen, denn ich werde kein einzigesmal fehlen, wenn Sie auftreten.

Ich werde nicht oft auf diesem großen, prachtvollen Theater, das seine eigne Geschichte hat, die mit der Frankreichs sich oft in der engsten Verbindung findet, spielen. Das läßt schon die Rivalität der hiesigen Primadonnen nicht zu. Und ich fühle mich zu schwach zu einem Coulißkrieg. Es ist mir nur lieb, daß es mir einmal gelungen ist; es hat Schwierigkeiten zu überwinden gegeben, und Ihnen, meine gute edle Freundin — sie

Drückte hierbei der ältlichen Dame die Hand — muß ich dabei besonders danken.

Die Dame wies jeden Dank zurück, und Wilhelm fragte, wo sie denn spielen wolle, wenn sie das *théâtre français* verschmähe.

Ich verschmähe es nicht, ich bin nur für dasselbe kein beachtenswerther Gegenstand; ich habe schon entschieden erklärt, daß ich mich weder um ein Journal, noch um eine Claque bewerben werde. Was wäre da für mich zu hoffen. Tändelnde Intriguen lieb ich auch nicht: große und kleine Herren haben bei mir ihre Rechnung nicht zu finden. Mein Plan geht dahin, eine deutsche Künstlerin zu sein.

Hier in Paris? sagte Wilhelm verwundert.

Warum nicht. Man kann von den Franzosen sehr viel lernen. Sie üben eine immense Kunst der Darstellung und besitzen unerschöpfliche Mittel, die Gedanken der Geister, die die Nation zu lenken berufen sind, auf den Bretern lebendig werden zu lassen. In Deutschland ist bis jetzt die Kunst zu sehr auf sich und lediglich für die Zwecke einzelner Aesthetiker beschränkt gewesen. Alsdann hab ich hier einen Verwandten, der eine eigne kleine deutsche Bühne erhält, ein sogenanntes Lieb-

habertheater, aber in größerem Styl und in vollkommener Gestaltung. Er ist reich und kann deshalb viel auf eine kostspielige Liebhaberei wenden. Es war schon lange sein Wunsch, mich hier in seiner Nähe zu haben.

Führen Sie mich doch bei diesem Verwandten ein, bat Wilhelm.

Es soll gern geschehen, entgegnete Franziska.

Man trennte sich für diesen Abend, und als Wilhelm am andern Tage seine Freundin wieder sah, fand er bestätigt, was sie ihm selbst gestanden. Die flüchtige Färbung und die täuschende Gesundheitsfülle, die der Abend ihr verliehen, waren dem Tage und den wiederum beruhigten Nerven gewichen, aber jene wohlthuende gemüthliche Innigkeit, die ein Grundzug des Charakters und Wesens der jungen Künstlerin ausmachte, hatte nicht vertrieben werden können, sondern war vielmehr jetzt, wo vieles nur für den Moment zur Erscheinung gekommen, verschwunden, nur um so deutlicher zu Tage gekommen. Sie ergriff Wilhelms beide Hände, zog ihn zu sich nieder auf den Sitz, und indem sie ihm lang und forschend in die Augen sah, füllten sich die ihrigen mit rasch hervorkommenden Thränen und sie rief: Wollen wir ein-

ander bleiben, was wir sind. Nicht wahr, Sie versprechen mir, daß ich in Ihrem Herzen ein Plätzchen habe — sei es noch so klein: aber ich muß drin sein. O, schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab.

Wie sollt ich? entgegnete Wilhelm, ebenfalls erschüttert. Sie sind mir unendlich theuer, Franziska, und ich werde Ihnen einen lebhaften und untrüglichen Beweis hiervon geben, indem ich unser unvermuthetes Zusammensein und unsre hübsche Einsamkeit hier im Getriebe der unruhigen Weltstadt dazu benutzen werde, Ihnen manche mich betreffende Geheimnisse mitzutheilen. Nur heute noch nicht, setzte er hinzu, als sie ihn freudig überrascht und neugierig anblickte, ich habe so meine Tage, die ich, mit einem alten, aber nicht los zu werdenden Aberglauben für meine glücklichen halte: heute ist ein Montag, und der ist mir nie glücklich gewesen. Wollen Sie, daß ich die Saat meines heiligsten Vertrauens austreue, wo ein Blick auf den Himmel mich überzeugt, daß Sturm und Regen drohen?

Gut, gut; entgegnete Franziska, ich will nicht drängen. Wenn ich nur das Versprochene

erfahre, es mag meinethalben dann an einem Dienstag oder Mittwoch sein.

An einem Montage verließ sie mich! seufzte Wilhelm vor sich hin, und jener Abend in Brüssel — es war ein Montag Abend.

Franziska brachte das Gespräch auf andere Gegenstände. Sie fragte den Freund, wie sie sich einzurichten habe, denn ihr Aufenthalt sollte doch einige Monate dauern, wo möglich ein Jahr. Alfred konnte seiner Geschäfte halber, die ihn in Brüssel festbannten, nicht länger als nur wenige Tage noch, bei der Schwester bleiben, und diese sollte dann eine abgesonderte Wohnung in dem Hause ihres Verwandten beziehen. Der Vormittag, selbst der Mittag war ihr völlig zu eigen gegeben, nur den Abend, wo die Familie sich auf deutsche Weise versammelte, hatte der Oheim in Anspruch genommen und Franziska zur Pflicht gemacht, daß sie ohne erheblichen Grund dann nicht fehlen dürfe. Diese kleine Tyrannei, da es die einzige ist, die er sich erlaubt, setzte die Sprechende hinzu, hab ich nicht wohl abwenden können, obgleich gerade auf meine Weise zu leben der Abend die Zeit ist, in der ich gern ungestört für mich bin, oder in der Gesellschaft eines oder zweier sehr bekannten Ge-

nossen. Schon in meinem elterlichen Hause pflegte ich mich zurückzuziehen in irgend einen halbdunkeln Saal, wenn die Lampe hereingebracht wurde, und die kleine lärmende Welt meiner Geschwister wie die Motten um das Licht, so um den willkommenen Schimmer sich sammelten. Dann pflegte ich wohl, wenn ich so im Halbdunkel saß, von ferne dem Klang der Stimmen mit einer gewissen Andacht zu lauschen: es waren mir andere Laute, wie ich sie gewöhnlich vernahm, und einige Klänge erschienen meinem in der Einsamkeit träumenden Ohre wie aus einer fernen völlig fremden Welt herübertönend. Mein Auge war dabei nicht müßig, es verfolgte den gaukelnden Schein, den irgend ein Reflex im Spiegel an die mir zunächst befindliche Wand malte, und ich sah in diesen flüchtigen Lichtgebilden einen Tanz kleiner Lichtgeister, die in unermüdlichem Streben sich abmühten, mir irgend eine Schrift oder ein deutbares Bild vorzumalen. Kam ich dann aus dem Dunkel hervor, so hatte die kleine wankende Gestalt des bleichen, fränklichen Mädchens, das aus der Nacht wie aus dem ihm angewiesenen Element hervortrat, etwas Befremdendes für die Andern, und ich mußte nicht selten erleben, daß meine muntern Brüder

laut ausschrien, wenn ich an den Tisch getreten, mich lautlos über sie beugte und ihnen einen Kuß rauben wollte. Fort! fort! du häßliche blasse Jungfer! hieß es dann; geh zurück dahin, von wo du gekommen bist, Fräulein Spinnweb! du kannst ja die Augen kaum öffnen. Und es war die Wahrheit: das Licht brachte mir so empfindliche Schmerzen bei, daß ich oft wider Willen zurück in mein dunkles Zimmer flüchten mußte.

Wilhelm hörte diese Erinnerungen mit derselben freundlichen Aufmerksamkeit an, wie er Alles aufnahm, was das ihm so liebe Mädchen betraf. Sie sehen, erwiederte er, daß der Geist, der da in unserm Innern seine Werkstatt errichtet, um die Welt später mit staunenswerthen Schöpfungen zu erfüllen, auch schon frühe in Ihnen thätig war, meine theure Franziska. In jenen Stunden, wo Sie nichts zu thun meinten, als einem wunderlichen und thörichten Müßiggange fröhnen, war recht eigentlich die kleine Bühne in Ihrem Geiste schon aufgerichtet, über die die künftige Lady Macbeth und die künftige Phädra und Iphigenia schritten. Wenn uns ein guter Himmel die Gabe gegeben, daß wir, wir die wir Creaturen sind, selbst creiren dürfen, — in der That eine hohe und

wundervolle, selbst die tiefste Demuth zum Stolz reizende Gabe, — so ist nichts gleichgültig, nichts geringfügig, was unsern innern Menschen, diesen Schöpfer, betrifft. Man soll nur nicht glauben, daß ein Dichter auch nur eine Minute seines Daseins völlig leer hinbringe. Wie der Raum nie von der Luft gänzlich ausgeschieden werden kann, so nie die Seele des ächten Dichters von dem Odem des Genies. Wenn es ein Auge gäbe, scharf und geistig genug, um in das ätherische Gehäuse einer arbeitenden und träumenden Kinderseele hineinzuschauen, so würde es die Fäden entdecken, die einst in die Ordnung des künftigen Gewebes leuchtend und bestimmend eingreifen sollen. Woher käme dem Dichter, dem Künstler denn Manches, was er als schon fertig zugerichtete Gabe empfängt? Wer hat an diesem Besitzthum geschafft, und wer es zubereitet? Eine dunkle Stunde that es, eine sogenannte verträumte Stunde, die wie eine bescheidene Magd in ihres Herrn Hause, im dunklen unscheinbaren Gewande das Werk verrichtete, das dann die hellen, prahlenden Stunden, die fröhlichen und geräuschvollen Diener des gepudgten und festlich erleuchteten Hauses der Welt zutragen. O glauben Sie mir,

meine theuere Franziska, wenn wir in Wahrheit an unserer Beredlung arbeiten wollen, an unserer Beruhigung, an unserem Frieden, so gewinnt unser Auge immer mehr Kraft im Halbdunkel zu sehen, und wir erkennen alte — alte Freunde aus unsern Kindertagen, wir sehen uns selbst im falben Mondlicht mit unsrer hochschlagenden Kinderbrust, mit den kleinen über dem Herzen gefalteten Händchen und arbeitend die mächtigen Geister zu erkennen, die ihre warnenden und aufmunternden Stimmen schon damals zu uns ertönen ließen. Ich, zum Beispiel, meine Theure, lebe seit einiger Zeit nur von den Schätzen, die ich einst als Kind zusammensparte. Es klingt seltsam: ich bin ein Mann und lebe im Kreise ernster Pflichten und kalter, strenger Verhältnisse, die durchaus nichts mit einer geträumten und phantastischen Welt gemein haben, und doch hole ich mir aus dieser nicht allein Muth, sondern auch Weisheit, Kraft und Stärke. Ich würde heute mir den Tod geben, wenn ich aufhörte an die Offenbarungen meiner Kindheit zu glauben, zu glauben, daß mir vom Geschick sicher und fest das gehalten würde, was ich als Knabe, als Jüngling als das mir Zukommende erkannt habe.

Franziska blickte fragend empor.

Verstehen Sie mich recht — setzte der Freund rasch hinzu. Es liegt hierin keine vermessene Anklage gegen den Gebieter unsrer Schicksale; es ist nur die Ueberzeugung darin ausgesprochen, daß wir fortleben werden, so wie wir einst schon gelebt haben — immer und immer nach der Kost verlangend und sie auch erhaltend, die einzig allein fähig, uns zu erhalten und zu fördern. Wie wäre denn ein Wesen denkbar, dem gleich vom Anfang an jede Nahrung versagt wäre? Wir wollen dies auf uns Beide anwenden. Sie, mein liebes Mädchen, haben zu Ihrer Nahrung jene heiße und doch so erquickende Frucht der Sinne erhalten, die in Bilder und Farben und Gestalten nach Außen drängt, ich dagegen ein Talent des Ausharrens und Wartens, das Talent des seidenspinnenden Burmes, der mit der Ahnung eines künftigen, nicht ausbleibenden Frühlings im Herzen, in dem kleinen Gehäuse fort und fort arbeitet. Schüttelte eine Hand Ihnen die innerlich glühende Goldfrucht von den Zweigen, und legte sich dieselbe Hand als ein kalter, ewiger Winter um mein kleines Gehäuse — ja, wozu lebten wir dann? Welch ein vernünftiger Plan hätte dann

Sternberg, Wilhelm. I.

bei unsrer Schöpfung vorgewaltet? Also, Theuere, es bleibt dabei — die Ihre, Poesie — ich, meinen Frühling! im übrigen wollen wir arbeiten und uns um nichts kümmern.

Wilhelm verließ das sinnende Mädchen, das ihm mit freudestrahlenden Augen nachsah.

Stettin, den 1. März 1848.

III.

Als er das nächstemal kam, theilte er ihr die versprochenen Geheimnisse mit. Franziska mußte dabei schon auf ihrer Hut sein, dem Erzähler nicht merken zu lassen, daß sie bereits alles wußte, denn es war die Geschichte der Vorgänge in Brüssel, und besonders die des letzten, verhängnißvollen Abends. Wilhelm regte sich bei dem Sprechen wieder so heftig auf, daß er leichenblaß wurde und ein nervöses Zucken bekam. Er schloß mit den Worten: Nun wissen Sie alles — alles! Sie wissen, daß ich durch die heiligsten Bande an ein verworfenes Geschöpf, das, der Himmel weiß zu welchem Zwecke, meine Unerfahrenheit und meinen guten Glauben mißbrauchte, gefesselt bin. O, ich bin der Beflagenswertheste

unter den Sterblichen. Mein Leben ist zu Ende ehe es noch recht eigentlich begonnen. Die Grausame! warum that sie mir das?

Franziska wollte trösten, aber er faßte ihre Hände und bat sie dringend, zu schweigen.

Ich hätte sie ja verehren wollen! rief er — ich hätte ja zu ihren Füßen liegen, sie als meine Gottheit anbeten wollen, wenn sie mir die Trennung angekündigt, wenn sie mir gesagt, daß das Band hinsort, das uns so beseligend vereint, gelöst werden solle. Aber nur nicht dieses Ende! Nur nicht mit einem gemeinen Betrüge schließen, wenn man wie ein Gott begonnen. Ich hätte es ertragen, sie wie eine Todte, wie eine heilige Todte zu verlieren, aber wie eine Betrügerin landflüchtig sie von mir enteilen zu sehen, meiner Schwachheit lachend, und meinem armen Herzen durch unsäglichen Spott vergeltend — das — das ist, woran ich oft zu sterben meine. O warum mir gerade dieses gräßliche Spiel? mir? Vielleicht gerade mir, weil ich einen Wahnsinn im Busen trage, eine Flamme der Sehnsucht und des Hoffens, wie sie selten einem Jünglinge in die Brust gelegt ward.

Er stürzte zu Franziska nieder, und seine

Stirn an ihre Hand pressend, rief er: Erfahren Sie, — du lieber Gott, ich bin ja selig, daß ich ein Herz habe, das mich versteht — erfahren Sie, Engel, wie glücklich ich war. O meine Jugend war ein Paradies. Sehen Sie da den stillen Landsee vor sich — er glänzt im Morgenschimmer! Dort die Hütte! es ist die bescheidene Wohnung meiner Eltern. Unter Blüthenbäumen hebt sich des Hauses Giebel empor, — oh — oh! ich träumte dort. Ich sog und schlürfte Seligkeit. Jetzt müssen Sie Ihren Blick auf den theueren Wandrer dort richten, der aus dem Dunkel der Gebüsche hervorbricht und den selten betretenen Pfad am See hin einschlägt. Bemerken Sie, wie er öfters umblickt, ob ihm nicht die spürenden Blicke der zärtlichen Mutter folgen, die diese Wege ihm verboten hat; er fühlt sich unbelauscht, und nun — wie fliegt er! der Widerschein im See flattert mit ihm hin, und die gaukelnden Lichter der Frühsonne sind wie Häfcher auf seinen Fersen. So bricht diebisch die junge, verbrecherische Liebe ein, so geht ein feuriges verbrecherisches Herz nach Beute aus. Endlich ist das Ziel erreicht. Dort jener schöne Tempelbau ist es, das Dach in heiterem griechischen Style mit den Säulen in hellem

blauen Himmel thronend — dort weilt die schöne Frau, die über so viel Leid und Freud gebietet, dort blüht die schöne Rose, die so böse Dornen umstehen, dort weilt die süße Morgenröthe, an deren Wimpern so viel Thränen hängen, dort der Tag, der neidisch sich in Nebelschleier hüllt, dort das Leben mit der Waffe des Todes gerüstet! Halten Sie den Knaben auf, daß er die Marmorstiege nicht erklimmt, daß er durch diese offene Pforte nicht hindurchwandelt! Allein umsonst! wo wäre eine Macht stark genug, den Berlangenden zurückzuhalten. Ach, und als er nun drinnen im Gemach ist, da beginnen die Zauberschwestern ihr Werk — immer längere, immer glänzendere Fäden werden um seine Stirn, um seine Brust gewoben, immer wirrer schleift sich das Gespinnst, immer unmöglicher ist es dem Ringenden, sich zu befreien. Und wenn nun seine Kräfte nachlassen, wenn er tränmend stille hält, dann schauen zwei dunkle Augen in das Gespinnst; immer näher, immer tiefer beugen sich die Augen vor, immer inniger wird ihr magischer Blick, der die Seele auskostend aus dem Busen zieht und unendliches Weh bereitet!

Und wenn der Knabe Abends nach Hause kam — Franziska! Wenn er das Licht in dem Saale leuchten sah, wo die Seinen, um den runden Tisch sitzend, den späten Nachtwanderer kaum mehr erwarteten, wenn er dann unter sie trat mit den irrelevanten Augen, mit den dunkelglühenden Lippen, der bleichen Wange, wie scheu ward er begrüßt. Wie mußte sich die zarte, kühle Geschwister- und Elternliebe erst an den Anblick ihres Kindes und Bruders gewöhnen, der an den Mysterien einer ganz andern Liebe herumgetastet und bis zur Ohnmacht sich erschöpft hatte. Wie war da kein Wort, keine gesammelte Entschuldigung geeignet, zu erklären, was sich nicht erklären ließ. Man schickte diesen verwilderten Knaben, der die abgestreiften Blüthen noch im wilden Lockenhaar mitbrachte von den Sträuchern und Bäumen, unter die er hinweggehuscht, zu Bette, und droben in der Einsamkeit seiner kleinen Kammer ging das Toben wieder an, fuhren und glitten die glänzenden Feuergeister, die gekrönten Könige mit ihren hochrothen Blumenfeuerkrönen durch Sinn und Gedächtniß des kleinen Träumers, dort legte sich wieder warm, glänzend, lieblich und lächelnd die schöne Zauberin in seinen Arm, und

Die entzückenden, sinnverwirrenden Worte tönten wieder. Und so ging es Tag um Tag, Nacht um Nacht! Und dieses Leben und Stürmen in wunderbarer Liebeswelt — es endete ein kalter — bitterkalter Tag. Plötzlich fielen ehern die mächtigen Pforten hinter dem Hinausgestoßenen zu, und der Einsame sah sich in einer Wüste allein, die sich endlich mit grauer Fläche und aufsteigendem Rauch am Horizonte hinzog. Es war aus — es war vorbei!

Wilhelm sank zusammen und weinte über die gefalteten Hände seiner Freundin hin.

Eine lange Pause entstand.

Wenn ich ein Wort des Trostes sagen dürfte — hub Franziska schüchtern an, so werde ich Ihnen zurufen, daß Sie ja noch leben, daß Sie Mann sind, und daß eine große Zukunft zu Ihnen spricht.

Wilhelm erhob sich mühsam und wendete ein forschendes, von Schmerzen gleichsam ermüdendes Auge zu ihr hin. Eine Zukunft? sagte er, und welche?

Dieselbe, die Sie früher selbst angedeutet haben. Es wird Ihnen die Kost gereicht werden, auf die eine Seele wie die Ihrige zu ihrem Fort-

bestehen angewiesen ist. Fragen Sie mich nicht, wie, und wo das sein wird; aber es wird Ihnen werden, wessen Sie bedürfen.

Hier war es nun Franziska, die sich jetzt schnell entfernte, denn sie wollte den Freunden nicht merken lassen, was sie für ihn empfand, und daß sie die stolze, siegreiche Hoffnung in dieser qualvollen und dunkeln Stunde hegte, daß ihre gewaltige, unbesiegbare Liebe es einst sein könne, die des Freundes Seelenkost ausmachte, von der er sich nährte, und von der er wieder erstarke. Sie fühlte sich in diesem Moment so groß, so stolz, so heilig, daß sie mit einer Art Andachtschauer die Hand auf den eignen Busen legte und ihr Herz darin ungestüm klopfen fühlte.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl.
Hofbuchhändler in Berlin sind erschienen:

A. Baron von Sternberg, Die gelbe Gräfin.

2 Bde. eleg. geh. 4 Thlr.

Dieser Roman, zu welchem das Schicksal der Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland Veranlassung gegeben, wird das Interesse, das er durch phantasiereiche Dichtung erregt, noch dadurch steigern, daß der Verf. historische Zustände und Personen zur Zeit der Thronbesteigung Katharinas II. zur Anschauung bringt und den Charakter dieser Fürstin selbst mit tiefer psychologischer Kenntniß entwickelt.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Levin.

2 Bde. eleg. geh. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Selbst von gegnerischer Seite wird dieser Roman als einer der ausgezeichnetsten der genialen Verfasserin bezeichnet.

Die Rückkehr.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Erster Band: Aegypten. Eleg. geh. 2 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Zweiter Band: Syrien. Eleg. geh. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dritter Band: Syrien u. Kleinasien. Eleg. geh. 3 Thlr.

Urtheilsfähige Stimmen setzen dies Werk, namentlich den 2ten und 3ten Theil, jenen berühmten Briefen in Reichthum des Stoffes, lebendiger und genialer Auffassung und Darstellung unbedingt an die Seite.

Fanny Lewald, Italienisches Bilderbuch.

2 Thle. eleg. geh. 3 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Dieses Werk hat wegen der Frische und Lebendigkeit der Darstellung, wie durch den dargebotenen reichen Inhalt sich überall das Lob der Kritik und den Beifall der Leser erworben.

Hieronymus Vorm, Gräfenberger Aquarelle.

8. eleg. geh. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dies humoristisch-poetische Büchlein hat sich rasch eine große Anzahl von Freunden errungen und zwar nicht nur unter den Wassertrinkern, sondern noch mehr unter Wein- und Theetrinkern.